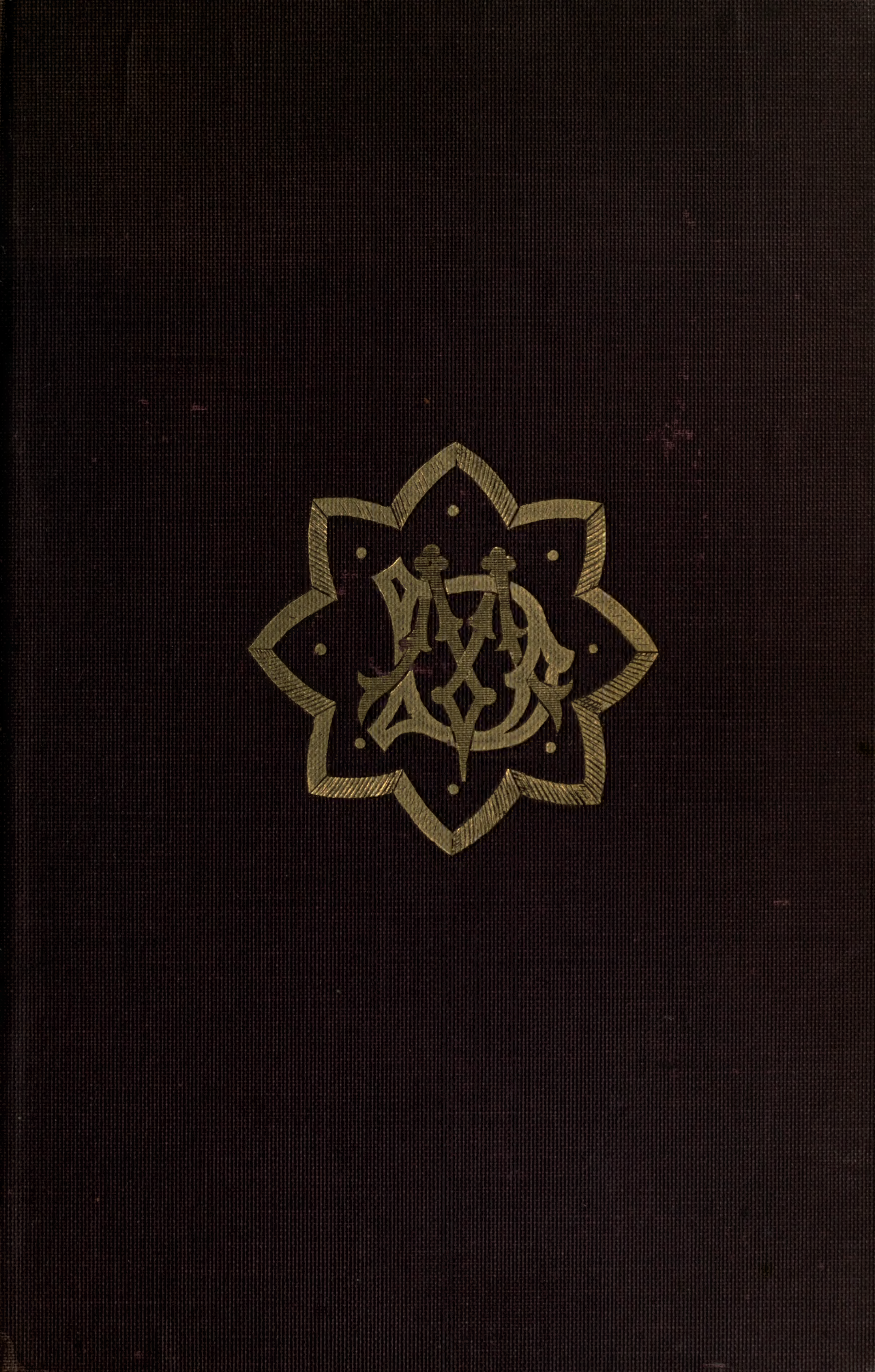
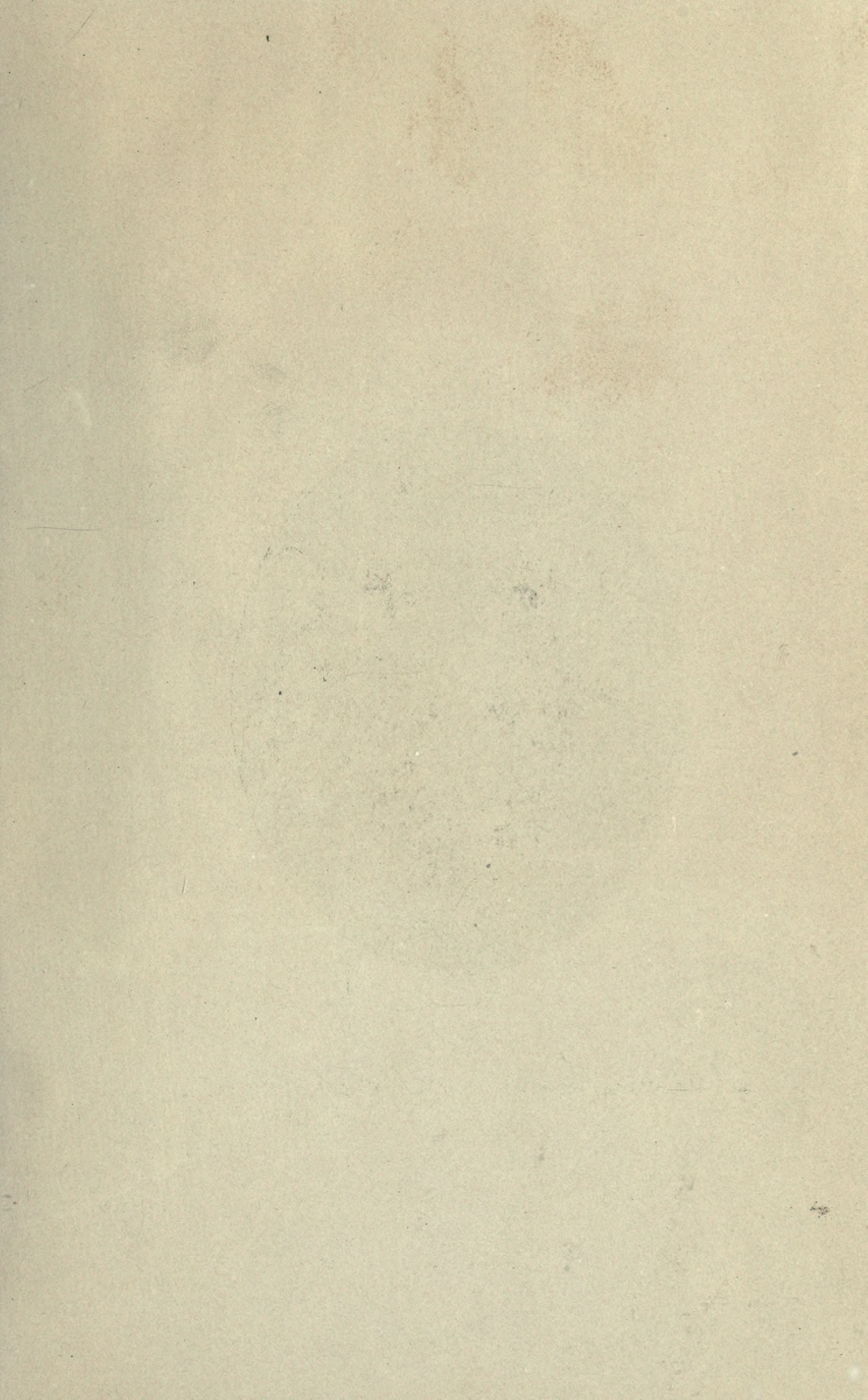
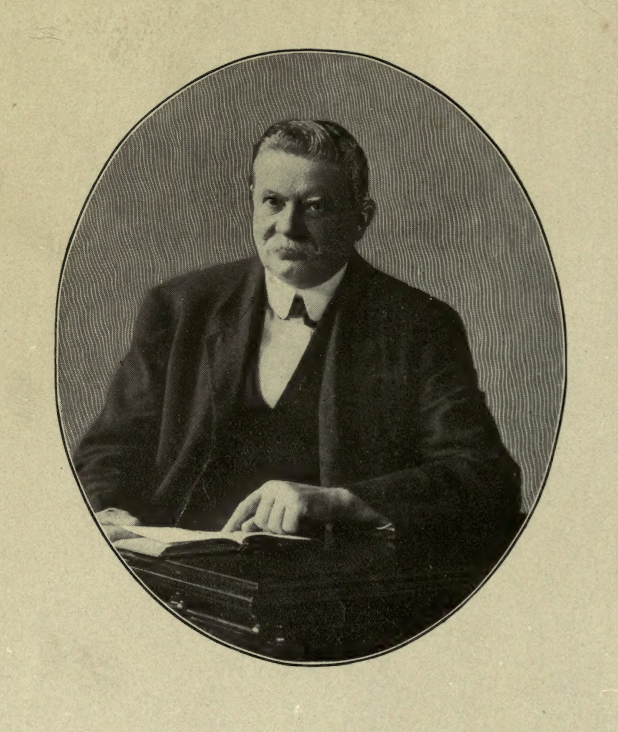






Kv es
1/30 43

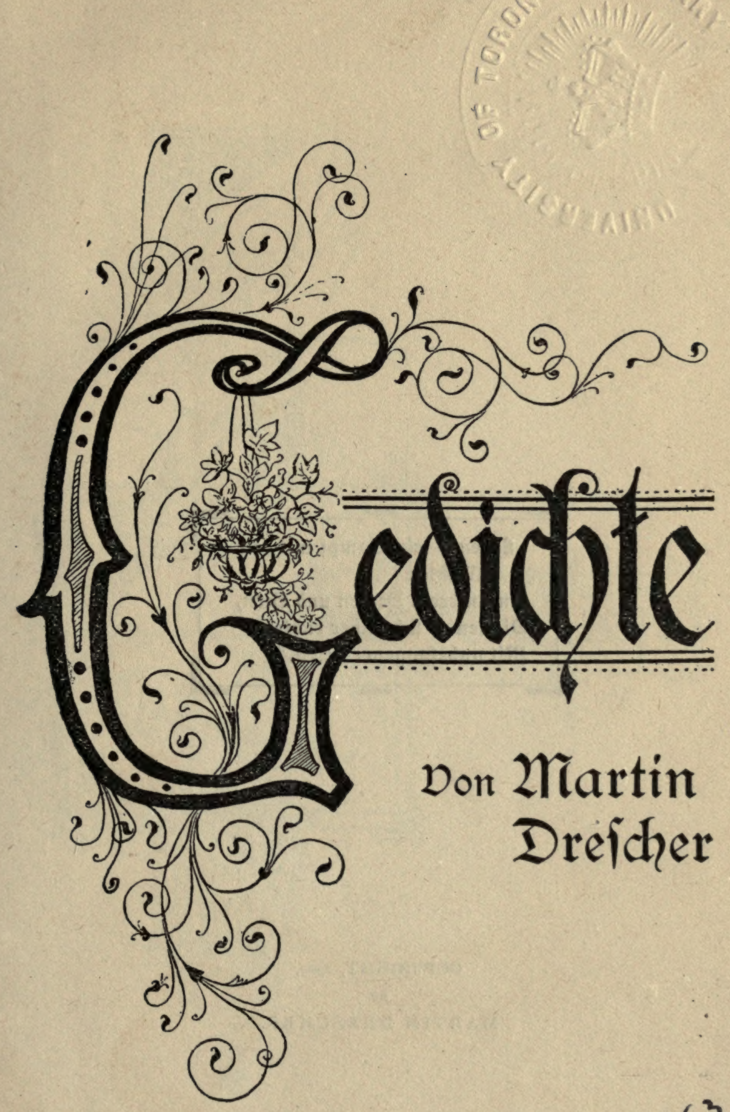




Martin Drescher.

LG
D7733g

University of Toronto Library



Gedichte

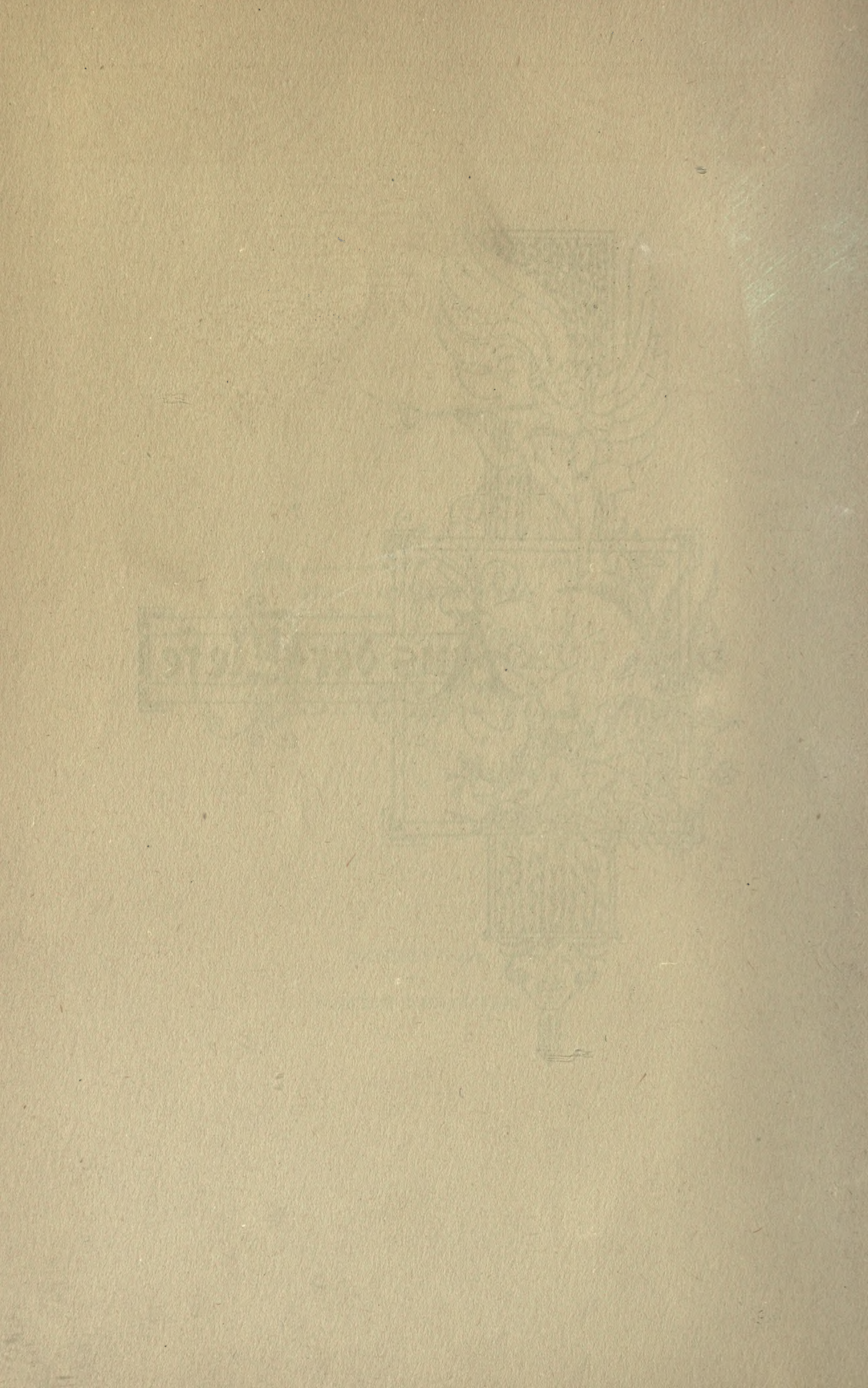
von Martin Drescher

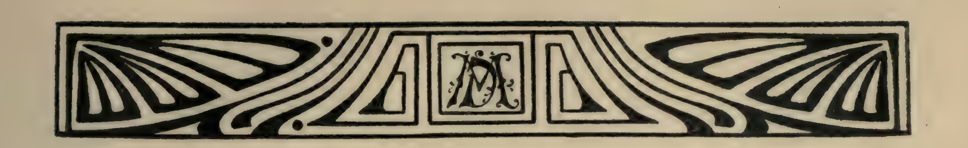
410263
26.2.43

„Leben — ein Kampf mit den
Wichten
In unserem Herzen und Hirn,
Dichten — sich selber richten
Mit unbefangener Stirn.“

COPYRIGHT, 1909,
BY
MARTIN DRESCHER.


Aus der Tiefe





Ein Wunsch.

Es lodert mir ein stolzer Wunsch tief innen,
Im Wachen regt er sich und auch im Träumen,
Er läßt mich rastlos auf Erfüllung sinnen
Und wieder ganze Stunden müßig säumen.
Er naht, so oft die Lebenswunden klaffen,
Er naht, so oft mich Friedenshauch umweht:
Der eine Wunsch, ein kurzes Lied zu schaffen,
Ein einziges, das nicht mit mir vergeht.

Kein Liebeslied und doch ein Lied voll Süße,
Dem Jene, die sich fanden, gläubig lauschen,
Wenn ihre Augen tiefgeheime Grüße
Und das Gelöbnis starker Treue tauschen;
Ein Lied, an dem sie sich so hoch erbauen,
Daß es wie heil'ge Glut ihr Herz durchsprüht,
Ein Lied, bei dem sie einen Frühling schauen,
Der nicht nur ihnen, der der Menschheit blüht.

Kein Kinderlied und doch ein Lied von schlichter
Natürlichkeit, geschaffen, junges Blut
Zu hellem Sang zu treiben, wenn in dichter
Waldeinsamkeit die Schar der Frohen ruht;
Geschaffen, in den Kindern zu erwecken
Den ersten Stolz, das erste Freiheitwehn,
Daß sie dereinst den Kampf mit allen Schrecken
Der Finsternis voll Manneslust bestehn.

Kein Wiegenlied und doch ein Lied zu singen
Am Bett des Lieblings in der stillen Nacht
Von einer Mutter, die im harten Ringen
Ums liebe Brot die Lebenszeit verbracht.
Sie summt das Lied, sich selber zu erheben;
Es kündet ihr, daß einmal doch es tagt,
Daß ihrem Knaben alles wird gegeben,
Was ihr ein rauhes Schicksal hat versagt.



Ein Auferstehungslied, bei dessen Klängen
Das Haupt sich hebt dem greisen, müden Mann.
Vergess'ne, lichte Sonnentage drängen
Sich heiß und ungestüm an ihn heran.
Er wandelt wieder auf den grünen Wiesen,
Durch die der Jüngling leichten Ganges schritt.
Er glaubt aufs Neue an den Sieg des Riesen,
Des Riesen Volk, für den der Jüngling stritt.

Das Leben rinnt, ein rascher Strom, uns allen.
Schnell hält uns alle eine Nacht vereint.
Wer Kämpfer ist, der ist bereit zu fallen,
Sobald der stumme Mahner Tod erscheint.
Ich bin es auch. Nur möcht' ich auf mich raffen
Zu höchster Kraft, eh' es ins Dunkel geht.
Ein Lied, ein kurzes, schlichtes möcht' ich schaffen,
Ein einziges, das nicht mit mir verweht.

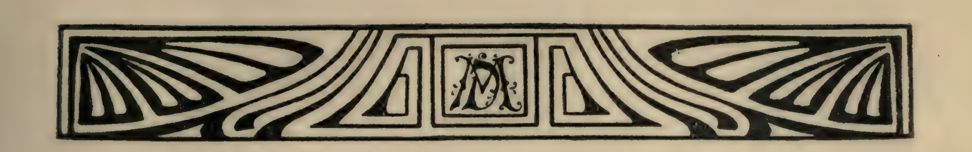


Erloschnes Licht.

Ich weiß es noch, wie froh, wie stolz sie waren!
Dann kam ein Tag: Er mußte von ihr gehn.
Und nun nach langen, ach so leeren Jahren
Ein Wiedersehn.

Sie trennten damals sich in bitterm Leide,
Sie schluchzten laut und heiß, so er wie sie,
Und als sie endlich schieden, dachten beide:
Sie trügen's nie!

Und nun — sie schaun sich fragend an, sie neigen
Zu kaltem Gruße höflich das Gesicht.
Ein müdes Lächeln — ein verlegnes Schweigen —
Erloschnes Licht!



Der Dichter.

Die Wenigen, die fern vom lauten Leben
Im Geist sich einen stillen Tempel bau'n,
Dem Dienst des Schönen hier sich zu ergeben
— Als Priester möchten sie den Dichter schau'n.

Vom Staub des Alltags soll er sie erheben,
Daß sie in Zukunft ohne Scheu und Grau'n,
Wie hart ihr Pfad auch, rastlos vorwärts streben
Und auf den Sieg der Schönheit stolz vertrau'n.

Er aber, der Poet, von Zweifeln bleich
Sieht er die Sehnsucht, die so hoffnungreich
Die Hände seiner Kunst entgegenbreitet.
Wohl möcht' er stillen diese heiße Glut,
Doch ach, wie kann er's? Weiß er doch zu gut,
Daß bettelarm er selbst durchs Leben schreitet.

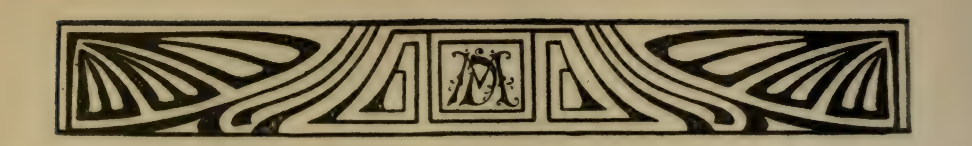


Unstät und flüchtig.

Unstät und flüchtig von Land zu Land
Bin ich durchs Leben gezogen,
Ueber sengenden Wüstensand,
Durch des Ozeans schimmernde Wogen.

Unstät und flüchtig von Land zu Land
Suchte die Seele Frieden.
Nicht auf der Welle, nicht am Strand
Ward ihr der hohe beschieden.

Unstät und flüchtig, wie lange noch
Schlepp ich die klirrenden Ketten?
Kann denn vom Leid, von lastendem Joch
Einzig der Tod uns erretten?



In der Fremde.

1.

Es soll euch ewig an die Heimat mahnen,
Bringt auch des Glücks die Fremde mancherlei,
Ein kurzes Wort. Im dumpfen Klageschrei
Ertönt aus ihm der Heimatstolz der Ahnen.

Von dem, den Leid traf, sprechen die Germanen:
Er ging ins Elend. Das besagt, er sei
In andres Land gegangen. — Schnell herbei
Strömt Unheil Dem, der irrt auf fremden Bahnen.

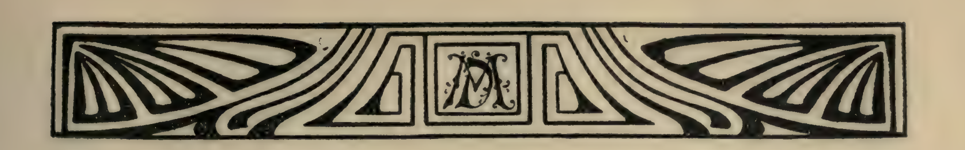
Elend und andres Land sind Eins. Erfahren
Hab' ich's an mir in gramgetränkten Jahren.
Ich, der daheim mit raschem, kecken Geist
Nur nach Genuß trug brünstiges Verlangen,
Ich weiß es heut', was tiefes Elend heißt,
— Auch ich bin in ein andres Land gegangen.

2.

Novembersturm schrie durch die finstre Nacht,
Als kämpfte er mit tausend Hindernissen.
Aus süßen Träumen hat er mich gerissen,
Aus Träumen, die zur Heimat mich gebracht:

Ins traute Kinderstübchen. Mutter wacht
Am Bett des Lieblings, glättet sanft die Kissen
Und lehrt die Lippen, die nichts Arges wissen,
Das Sprüchlein plappern, das sie selbst erdacht.

Da schreck' ich auf, mich faßt ein kaltes Grausen,
Es stockt der Puls, die Augen starren weit,
Der Sturm, er mahnt an nie bezwungnes Leid.
Nur einmal hört' ich ihn so klagend brausen,
Nur einmal griff und packte er mich so:
In jener Nacht, da ich zur Fremde floh!



Frühlingssturm.

Sing dein Lied mir, wilder Wind!
Statt im engen Raum zu hausen,
Wo sie dumpfen Sinnes sind,
Folg' ich lieber deinem Brausen.

Denn ich weiß: Der Zukunft Sang
Tönt aus deiner rauhen Stimme,
Denn ich weiß: Der Zeiten Drang
Grollt aus dir mit zorn'gem Grimme.

Wie der Staub zuhauf sich ballt!
Wie die morschen Aeste krachen!
Wie dazwischen höhnend schallt
Grelles Pfeifen, wildes Lachen!

Feg' die Bahn vom Staube frei!
Brich was morsch und faul zu Grunde!
Sing mir, Sturm, die Melodei
Von der Auferstehungsstunde!

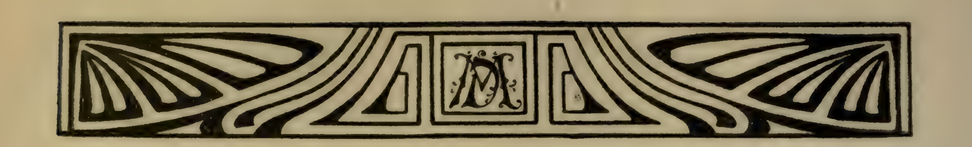


Die Schwestern.

Sie gaben mir das Geleite
Ueber die weite See,
Sie blieben mir treu zur Seite
In Lenz und Winterschnee.

Kein Seufzen scholl, kein Lachen,
Das sie vertrieben hat;
Ich seh' sie bei jedem Erwachen
An meiner Lagerstatt:

Untrennbar, alle beide
Voll grausamer Geduld,
Zwei Schwestern im schwarzen Kleide:
Die Sorge und die Schuld.



Wir saßen am Wege.

Wir saßen am Wege, der Regen rann,
Wir hatten kein Dach, uns zu schützen.
Ich blickte Dich trüb und beklommen an,
Du starrtest hinab in die Pfützen.

Wir waren gewandert den langen Tag,
Zwei Kinder der Sorge, der grauen,
Wir suchten nach Obdach — umsonst — wer mag
Landfahrendem Volke vertrauen?

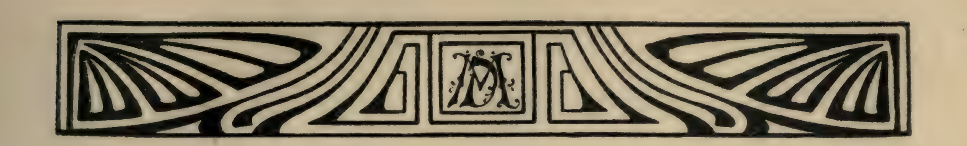
Nun winkte die Stadt, schlank hoben sich
Die Türme und sandten uns Grüße,
Doch mußten wir rasten, es trugen Dich
Nicht länger die wunden Füße.

Ich schaute Dich an, ein zorniger Schmerz
Begann mir die Kehle zu engen:
Wer hieß Dich mir folgen? Wer hieß Dich Dein Herz
An den heimatlos Irrenden hängen?

Wer hieß Dich Törin um ihn, um ihn
Das Haus der Deinen verlassen,
Um unstät wie er durch die Welt zu ziehn,
Deine Heimat der Wald und die Gassen?

Dem Sohne der Not, dem Narr'n des Geschicks
Kann Frauenliebe nicht taugen.
— — Da traf mich der Strahl eines seltsamen Blicks
Aus großen, schimmernden Augen.

„Ich bin ja so gern," hobst leise Du an,
„Mit Dir ins Elend gegangen."
— — Wir saßen am Wege, der Regen rann,
Wir hielten uns schweigend umfangen.



Ein Schrei.

Aus lautem, frohbewegten Kreis
Schritt ich nach Haus, vom Weine heiß.

Tiefstille Nacht war's um mich her,
Die Straße weiß und menschenleer.

Vergnüglich trabte ich dahin,
Genoss'ne Lust lag mir im Sinn.

Da — kam's von fern? klang's nahebei? —
Schlug mir an's Ohr ein dumpfer Schrei.

Ein Schrei, so müd, so trüb und bang,
Daß tiefes Weh mich jäh durchdrang.

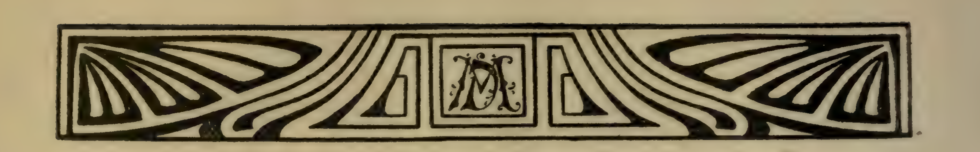
Es faßte mich halb Furcht, halb Graus,
Woher der Schrei? Wer stieß ihn aus?

Schrie so ein Aermster, der die Nacht,
Des Heims beraubt, im Schnee durchwacht?

War's der Millionen Klagelaut,
Für die kein Glück auf Erden blaut?

Ich lauschte und — vernahm nichts mehr,
Still wie zuvor war's um mich her.

Doch immer, seh' ich Not und Schmach,
Schrillt mir der Schrei im Herzen nach.



Hinterm Zaun.

Meine Mutter war 'ne feine Dirn'
Mit Augen hell und blank;
Blond flog das Haar ihr um die Stirn,
Ihr Leib war weiß und schlank.
Mein Vater war ein stolzer Mann,
Ich konnt' ihn niemals schau'n,
Die beiden, 's ging nicht anders an,
Sie sah'n sich hinterm Zaun.

Sie hatten viel zu heißes Blut
Bei ihrem Liebesweh,
Sie löschten ihre wilde Glut,
Dann sagte er: Ade!
Sie aber ward, ein schwangres Weib,
Gejagt in Nacht und Grau'n.
Die Stunde kam und ihrem Leib
Entkroch ich hinterm Zaun.

Ich wuchs heran, hab's bald gewußt,
Daß wir geächtet sind,
Für meiner Eltern tolle Lust
Büßt' ich, das Jungfernkind.
Die Mutter starb, an Fremde hat
Man mich getan, zu kau'n
Gab's wenig dort, doch hab' ich satt
Geheult mich hinterm Zaun.

Wer stets die Hundepeitsche spürt,
Der sinkt zuletzt zum Hund,
So ward auch ich, wie sich's gebührt,
Ein Lump, ein Vagabund.
Spuckt mich nur an! Kehrt das Gesicht
Nur von mir weg, ihr Frau'n!
Mein Einz'ges nehmt ihr doch mir nicht:
Den Winkel hinterm Zaun.



Ein Weib.

Leuchtenden Auges sah sie ihn an,
Und sie sprach unter Beben:
Könnt' ich, ach könnt' ich, geliebter Mann,
Doch mein Alles Dir geben!

„Könnt' ich doch alles Glück und Leid,
Liebster, mit Dir teilen,
In der dürftigsten Häuslichkeit
Dir zur Seite weilen!

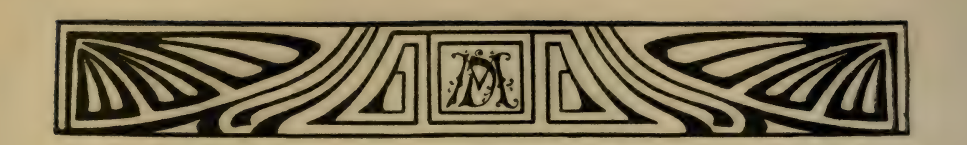
„Könnt' ich zu ewigen Liedern dann
Deine Seele begeistern,
Daß das staunende Volk Dich fortan
Zählt zu den Führern und Meistern!"

— — Und sie schritten hinweg vom Fest,
Wo unter Fremden sie saßen,
Schritten, eng an einander gepreßt,
Durch die schlafenden Straßen.

Schritten hinaus aufs blühende Feld,
Jauchzten, lachten und sangen,
Ließen von schimmernder Märchenwelt
Beide sich selig umfangen.

Stunde auf Stunde den Glücklichen schwand,
Und sie merkten es nimmer,
Da, als die Sonne am Himmel stand,
Trug er das Weib auf sein Zimmer.

Staunend und ängstlich sah sie umher
In der ärmlichen Kammer;
Diese Stätte, so kahl, so leer,
Sprach von Elend und Jammer.



Diesen Raum ohne Schmuck und Licht
Sollte sie mit ihm teilen?
Nein, sie möchte wahrhaftig nicht
Eine Stunde hier weilen!

Und sie entwand seinen Armen sich,
Und sie stürzte zur Pforte,
Hastig sie auf die Straße entwich
Mit verworrenem Worte.

— In dem Stübchen, so kahl wie zuvor,
Das ihr die Liebe genommen,
Sitzt noch heut' ein verträumter Tor
Und erwartet ihr Kommen.



Ein Rosenstrauß.

Der Schneesturm heulte um mein niedres Haus.
Ich horchte auf sein Lied in dumpfer Qual;
Mir schien die Welt so leer, das Sein so schal,
Und plötzlich trieb es mich mit Macht hinaus.

Nicht fand ich Trost im wilden Sturmgebraus,
Müd' kam ich heim ins Stübchen, öd und kahl,
Da — ward ein andres es mit einem Mal?
— Auf meinem Tische stand ein Rosenstrauß.

Ein süßer Duft ergoß sich durch das Zimmer,
Den öden Raum erwärmte mild die Spende
Und durch den Schnee stahl sich's wie Frühlingsschimmer.

Mir war's, als wollten sich zwei weiche Hände,
Den Gram verscheuchend, auf die Stirn mir legen,
Zwei Lippen sich zu leisem Trostwort regen.



Die Heide.

Ueber die Heide,
So grün und dicht,
Schritten wir beide
Im Sonnenlicht
Träumenden Herzens dahin.
Seliges Schweigen
Die Seele durchdrang.
Hoch in den Zweigen
Scholl Vogelgesang,
Märchenfroh ward uns zu Sinn.

Ueber die Heide,
So kahl und verschneit,
Schreit ich voll Leide
Zur Abendzeit
Düster dahin und allein.
Traurige Klagen
Rauscht mir der Wind,
Raunt von den Tagen,
Die nicht mehr sind.
Drohend die Krähen schrein.



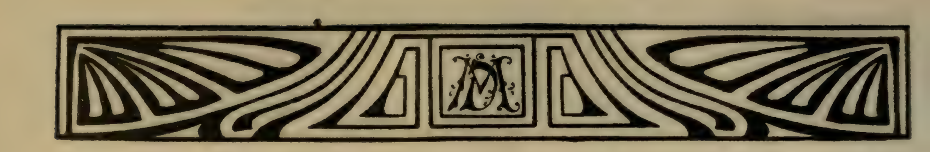
Der Fremdling.

Der Sonne jauchzt mein Herz in Lust entgegen,
Dem Frühling, der die weiten Lande schmückt.
O könnt' ich alle, die ein Kummer drückt,
Zum Lichte führen auf beglänzten Wegen!

Sie aber spüren nichts vom reichen Segen,
Der eines Heimatlosen Brust entzückt,
Sie geh'n dahin, verdrossen und gebückt,
Und wollen nur um schnödes Geld sich regen.

Da ist ein Jeder eines Jeden Knecht.
In ihren Häusern sitzen sie und schachern,
Auf ihren Märkten steh'n sie feilschend, fluchend.

Ein Fremdling diesem dürftigen Geschlecht,
Der feilen Schar von Geld- und Plänemachern,
Zieh' ich allein mein Glück im Walde suchend.



Arme Narren.

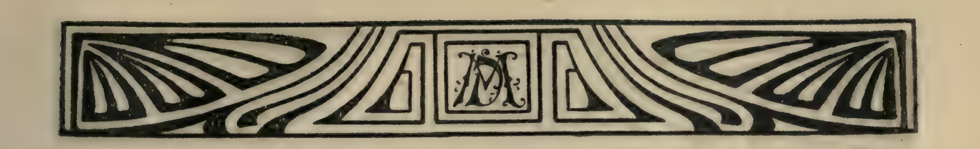
An den Kleidern rohe Flicken,
Das Gesicht verzerrt, entstellt,
Sitzen sie im Kreis und nicken
Stumpf und blöde in die Welt.

Sind den ganzen Tag gelaufen,
Zu erhaschen Geld und Brot,
Dürfen dafür jetzt verschnaufen
In dem Herberghaus der Not.

Draußen in der Welt, der hellen,
Herrscht die Freude, strahlt der Glanz,
Alle närrischen Gesellen
Schwingen sich im Fastnachttanz.

Aller frohen Toren harren
Gold'ner Wein und leck'res Mahl. —
Die genarrten armen Narren
Halten Bettler-Karneval.

Jener frohen Narren Fastnacht
Schwindet mit dem Morgenrot.
Arme Narren, Eure Fastnacht
Endet erst Erlöser Tod.



Odysseus.

Wenn mich das Dunkel schreckt, wenn grau und schwer
Ob meinem Haupt Gewitterwolken jagen,
Dann reißt mich los aus kleinlichem Verzagen
Ein hohes Wort des ewigen Homer.

Der Dulder spricht's, zur Heimat segelt er
Mit den Gefährten; doch vom Sturm verschlagen,
Des Wegs unkundig, schon seit langen Tagen
Des Hungers Beute, irren sie umher.

Das Schiff umheulen graue Riesenwellen,
Verzweifelnd knien die trotzigen Gesellen
— Er aber, gegen jede Not gefeit,
Er lacht des Hungers, lacht des Sturms, der Klippen,
Und leise sprechen seine stolzen Lippen:
Trag' es, mein Herz, du trugst wohl schlimmres Leid.

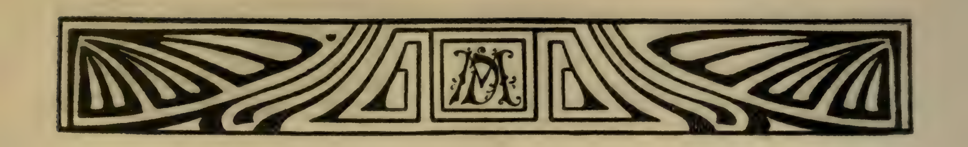


Sonntagskind.

Kam ich vor Kurzem auf meinem Pfade
In des Landes stolzeste Stadt.
Sonntag war's und die Promenade
Von geputztem Volke gewimmelt hat.

Und ich unter dem glänzenden Haufen
Abgerissen und wegbestaubt!
Beinah wär' ich davon gelaufen,
Reuig gesenkt das struppige Haupt.

Dann aber dacht ich: Was will es bedeuten,
Daß deine Kleider so schäbig sind,
Bist du doch unter den feinen Leuten
Vielleicht das einzige Sonntagskind!



Das Lied der Gasse.

Wenn der Lärm des Tages in ihr gestorben,
Wenn des letzten Wanderers Schritt verklang,
Wenn die Ruhelosesten Ruhe erworben
Vor des Daseins Not und der Arbeit Zwang,
Wenn graue Schleier die Häuser umweben,
Wenn über ihr in der Windsbraut Bann
Wie dunkle Träume die Nachtwolken schweben:
Hebt die Gasse leise zu singen an.

Aus all' den Seufzern, die sie vernommen
Vom Morgengraun, bis die Sonne schied,
Aus all' dem Jammer, der angstbeklommen
Den Tag erfüllte, formt sich ihr Lied.
Unendliche Wehmut in sich tragend,
Steigt es wie heißes Schluchzen empor,
Von der Qual und Pein jedes Einzelnen klagend,
Den das Raubtier Leben zum Opfer erkor.

In hoffnungsloser Bekümmernis stöhnt es,
Das Lied, das so müde klingt und matt,
Vom großen Jammer der Menschheit ertönt es,
Der noch nie ein Ende gefunden hat.
Einförmig durchzieht es die schlafenden Stunden,
Bis erstes Geräusch durch die Stille summt,
Und mit wildem Schrei, ob kommender Wunden,
Das Verzweiflungslied der Gasse verstummt.

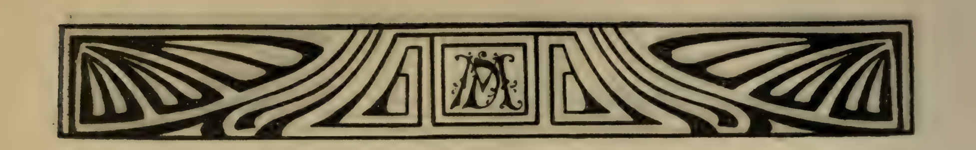


Bettelleut'.

Weißt Du noch, Trude, wie wir Hochzeit machten,
Wie wir gemeinsam unsern dürft'gen Kram,
Die Siebensachen in die Kammer brachten
Und Ordnung schufen, bis der Abend kam?
Dann setzten wir uns, daß sich Gott erbarme,
Gleich Waisenkindern ernst und stumm zu Tisch
— Auf einmal lagst Du lachend mir im Arme,
So schlank, so leicht, so'n rechter Flederwisch!

Weißt Du noch, Trude, wie die Jahre gingen,
Wie schwer die Lebenswanderschaft uns ward?
Wir wollten uns ein mäßig Glück erzwingen,
Wir zwangen's nicht — die Zeit war allzu hart!
Weißt Du noch, wenn ich unwirsch, abgetrieben
Zu Dir auf's Lager hundemüde kroch?
Wir hatten nichts als unser bischen Liebe —
Die wilden Küsse! Trude, weißt Du noch?

Denkst Du der Nacht noch? In des Herzens Tiefe
Getroffen, lag ich matt und krank und wund.
Du schwiegst, Du lauschtest, meintest, daß ich schliefe
Und küßtest mich ganz sacht auf Stirn und Mund.
Da wußt ich's, wenn uns beiden sonst nichts bliebe
Als unser nacktes Dasein — einerlei:
Wir haben immer noch das bischen Liebe,
Wir Bettelleute, Trudel, wir, wir zwei!



Bauernblut.

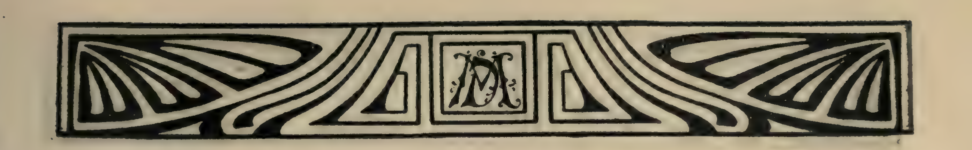
Sommer 1525.

Schwer liegt der Sommer auf dem welken Land.
Er beugt sich, scheint es, eines Würgers Rufe.
Des Baumes Frucht zerfraß der Sonnenbrand,
Des Feldes Saat zerstampften Rosse-Hufe.
Kein Lerchenlied durchjauchzt die schwüle Luft,
Zum Bache treibt kein Hirt die durst'ge Herde.
Die eben noch geglüht in Glanz und Duft,
Zum weiten Oedfeld ward die Pfälzer Erde.

Durch Heidekräuter, mager und verdorrt,
Vorbei an Sümpfen, auf versteckten Pfaden
Schleppt sich im Abendschein ein Häuflein fort,
Zu scheuer Flucht vereinte Kameraden.
Aus tiefen Wunden sickert dickes Blut,
Als wollte es den rauhen Boden düngen,
Daß sich von roten Blumen eine Flut
Erhebe, wenn sich Wald und Flur verjüngen.

Die Hand gekrampft ums stumpfgehau'ne Beil,
Zieh'n sie dahin mit müden, kurzen Schritten,
Verlor'ne Freiheitskämpfer, die fürs Heil
Der Niedrigen mit den Bedrängern stritten.
Der Kampf ist aus. Der Bauer ward besiegt
Durch schmutzigen Verrates Schimpf und Schande.
Des Junkers freches Raubtier-Banner fliegt
Von Neuem über die zertret'nen Lande.

Ihr Hoffen ist dahin. Sie klagen nicht,
Daß vogelfrei jetzt wieder ihre Lieben.
Es ist im finstern, furchigen Gesicht
Der alte, finstre Bauerntrotz geblieben.
Sie fochten schweigend, nicht ein Schrei erklang,
Als ihre Beile auf die Schädel krachten,
Und schweigend gehn sie ihren schweren Gang,
Den Weg der um das Heimatglück Gebrachten.



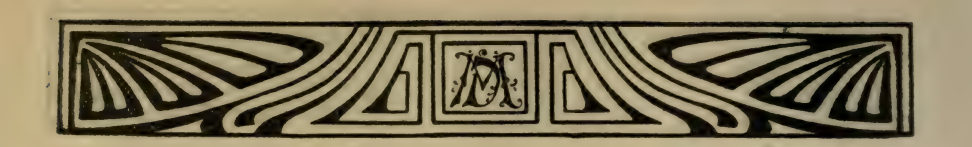
Nicht Einer wird sein Dörflein wiederschaun.
Der wird erschöpft schon auf der Wand'rung sterben,
Der wird an einer Hecke, einem Zaun
Auf fremder Erde ohne Freund verderben.
Sie sinken unter in der großen Flut,
Die soviel Edle, Brave schon verschlungen,
Jedoch ihr Blut, ihr trotz'ges Bauernblut,
Es erbt sich fort, rebellisch, unbezwungen.

Drauf und dran!

Nur nicht lange geschwankt und gezagt!
Frisch alle Kräfte ans Ziel gewagt!
Mancher des Lebens Schlacht gewann,
Weil er, ob Wolke an Wolke sich türmte,
Tollkühn den Blitzen entgegenstürmte.
— Drauf und dran!

Nur nicht lange überlegt,
Ob auch der Plan, den dein Herze hegt,
Diesen und Jenen kränken kann!
Großes glückt nimmer beim Rücksicht-Nehmen,
Bei dem verwünschten Sich-Anbequemen.
— Drauf und dran!

Nur nicht behutsam sich abgewandt!
Frisch sich und ehrlich zur Feindschaft bekannt
Und dann vorwärts, Mann gegen Mann!
Mag seiner Haut der Gegner sich wehren!
Fröhlicher Kampf bringt euch beide zu Ehren.
— Drauf und dran!



Der Ulmenbaum.

Vielhundertjährig ragt der Ulmenbaum
Vor meines Vaters Tür. Gewaltig strecken
Die Aeste sich und schirmen stark wie Recken
Mein Kinderreich, die Welt voll Duft und Schaum.

Sie sah'n mein Glück; sie sah'n den Knaben, kaum
Befreit vom Röckchen, über Zaun und Hecken
Hintollen mit dem Jungenschwarm, dem kecken,
Vom schmalen Fluß zum dunklen Tannensaum.

Wie liegt das weit! Des Weltmeers Wogen rauschen
Längst zwischen mir und jenem engen Raum.
Ich werd' dies Land mit and'rem nicht vertauschen,

Doch möcht' ich Eins: Gewiegt in holden Traum,
Einmal den Stimmen meiner Kindheit lauschen,
Ein einz'ges Mal — dort unterm Ulmenbaum!

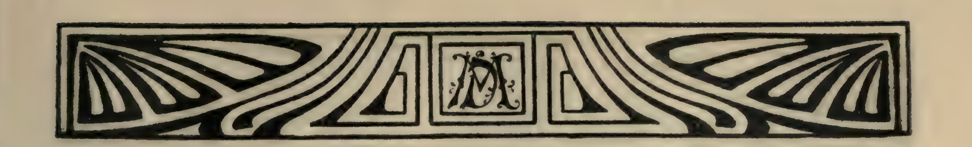


Die alte Frau.

Noch lebt für mich auf Erden eine Seele,
Sie ist die Hoffnung, die mich mild umschwebt,
Sie ist der Trost, zu dem die Sehnsucht strebt,
Schnürt das Alleinsein dumpf mir zu die Kehle.

Und wenn, ob ich es gleich mir selbst verhehle,
Im Herzen machtvoll eine Kraft noch lebt,
Die stets aufs Neue mich vom Staube hebt:
Ich dank's der Einen ohne Falsch und Fehle.

Ich sehe sie — die Hände fromm gefaltet,
Daß Gottes Schutz auf meinem Wege waltet,
Blickt sie umwebt von letztem Sonnenschein
Mit müdem Aug' ins stille Land hinein:
Die Eine, die des Fernen nie vergißt,
Die alte Frau, die meine Mutter ist!

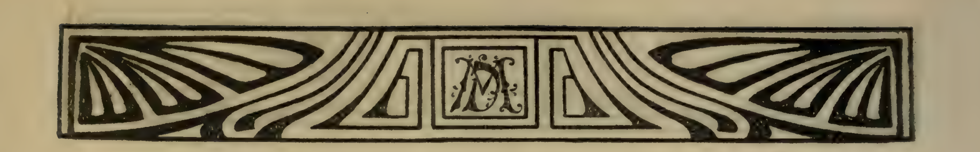


Die Wölfin.

Dunkles Blut in den Adern,
Dunkle Gedanken im Sinn,
Treibt's mich, zu streiten, zu hadern,
Treibt's zu Gefahren mich hin.
Stamm doch von ehrsamen Leuten,
Bin doch in Züchten gezeugt,
Saß in den Reih'n der Gescheuten —
Was will die Wildheit bedeuten?
    Eine Wölfin hat mich gesäugt.

Würdevoll sitzen die Andern,
Vettern und Freunde, im Amt;
Rastlos durch's Leben zu wandern,
Bin ich vom Schicksal verdammt.
Mühsam, während in Ehren
Langohrig und kurzgeäugt
Sie im Volk richten und lehren,
Muß ich dem Hunger wehren —
    Eine Wölfin hat mich gesäugt.

Auf ihrem Sterbelager
Traf ich das Bauernweib;
Welk, verfallen und hager
Waren Antlitz und Leib.
Doch in den Augen brannte
Ein Trotz, den kein Elend beugt,
Ein Trotz, der Wutblicke sandte,
Und ich sah und erkannte:
    Eine Wölfin hat mich gesäugt.



Sterbestunde.

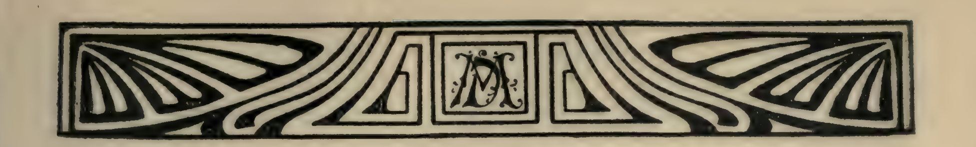
Müd dieses Lebens, müd meiner Not,
Müde des Kampfes ums trockene Brot
Lag ich in dürftiger Kammer.
Fiebergerüttelt, vom Wahnsinn bedroht,
Rief ich mit gellender Stimme den Tod,
Daß er mich löse vom Jammer.

Und es neigte sich langsam über mein Bett,
Und es starrte und grinste mich an ein Skelett,
Und es sprach ohne Klang und Erbarmen:
„Das freute mich nicht, wenn ich jetzt dich hätt',
Wenn sie heute dich schnallten aufs schmale Brett,
Dich hilflos verzweifelnden Armen.

„Wenn ans Leben wieder dein Herz sich hängt,
Wenn in Sehnsucht wieder dein Arm umfängt
Eines Weibes lockende Glieder,
Wenn voll Sonne einmal und ungekränkt
Ein volles Glück dir hernieder sich senkt,
Dann lohnt sich's, dann kehre ich wieder."

So sprach's und entschwand — genesen ich bin
Vom Fieber — wie schleichen so öde dahin
Die Stunden, die Tage, die Wochen!
Und dennoch bringen sie einen Gewinn:
Was immer ich treibe, stets liegt mir im Sinn
Das Wort, das der Finstre gesprochen.

Im Elend träum' ich von höchstem Genuß,
Von wildem, verzehrenden Flammenkuß,
Vom Becher an gierigem Munde,
Ich weiß, daß sie einmal kommen muß
Mit all ihrem strömenden Ueberfluß,
Meine Glücks-, meine Sterbestunde.



Ein Totenamt.

Zu Robert Reitzels Todestag, 31. März 1898.

Die Freunde gingen, im Gemach ward's leer,
Ich blieb allein, allein mit meinem Leide.
— „Noch eine Flasche und zwei Gläser her!"
Mit purpurrotem Weine füll' ich beide.

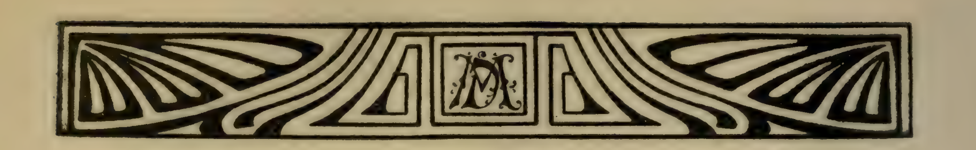
Wir haben Dein, wie Du's begehrt, gedacht:
Mit heitrem Wort, beim Klange froher Lieder;
Jetzt aber, wo mein Auge einsam wacht,
Senkt sich der Trennung ganzes Weh hernieder.

Jetzt fühl' ich grausam deutlich, was der Tag
Mit seinem Lärm mir gnädig ließ entschwinden:
Wohin ich auch die Schritte lenken mag,
Ich werd' Dich niemals, niemals wiederfinden!

Der Jahre lang erbittert mit Dir rang,
Der Würger Tod hat endlich Dich bezwungen.
Ein Schwert zerbrach, ein Schlachtenruf verklang,
Ein süßes Liebeslied ist ausgesungen.

Du bist nicht mehr! Für immer schliefst Du ein!
So will ich Dir ein Totenopfer bringen:
Die Gläser, angefüllt mit dunklem Wein,
Ich lass' sie leise aneinander klingen.

Eins trink' ich leer — 's gilt Dir im Schattenland —
Des andern Inhalt lass' ich erdwärts rinnen;
Dann schleudre ich sie beide an die Wand,
Kein Mund soll fürder Labung draus gewinnen!



Sie sind zerschellt! So hast auch Du gelebt,
So mußte auch Dein reiches Sein zerschellen,
Doch wie der Duft des Weins den Raum durchschwebt,
Blieb uns Dein Geist, die Deinen zu erhellen!

Du lebst in dem, was Du gewesen bist,
Du lebst in dem, was Du gewirkt, geschaffen.
Fahr' wohl! Es ruft der alte Menschheitszwist
Zu neuem Kampf — wir führen Deine Waffen!



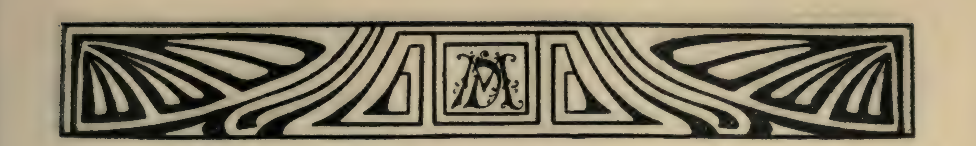
Aus Tantalus' Geschlecht.

Einsame Menschen ziehn wir unsern Pfad,
Den wilden Sehnsuchtschrei in uns erstickend,
Mit müdem Hohn dem Schicksal Beifall nickend,
Wenn es uns wiederum ein Glück zertrat.

Uns rauscht kein Quell, für uns reift keine Saat;
Wir gehn dahin, in Zweifel uns verstrickend,
Umsonst nach jeder Frucht begehrlich blickend:
Die Frucht entweicht, wenn unsre Hand sich naht.

Uns trifft die Schuld. Wir sind zu klug gewesen;
Wir glaubten durch Erkenntnis zu genesen,
Um schließlich nur das Eine klar zu seh'n,

Daß zwecklos, wertlos unser ganzes Streben;
Nun müssen wir voll Lebensdurst am Leben
In ungestilltem Harm vorübergeh'n.



Am Lagerfeuer.

Hin ist der Tag und mit ihm eine Schlacht.
Getragen haben wir des Kampfes Lasten;
Schon glüh'n die Feuer durch die dunkle Nacht
— Wir dürfen rasten.

An meine Schulter leg' dein blondes Haupt,
Laß uns gemeinsam in die Flammen starren!
So wollen wir, kampfmüd und wegbestaubt,
Der Sonne harren.

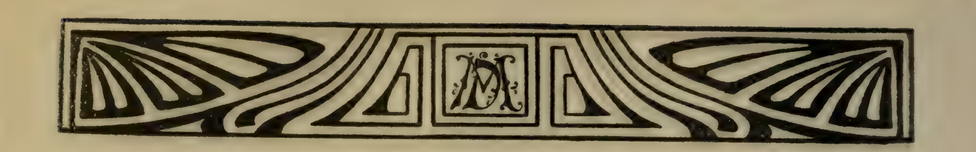
Nichts mehr vom Krieg! Wir standen fest im Streit
Und kämpfen morgen weiter ohne Zaudern;
Jetzt aber laß von ferner, stiller Zeit
Uns friedlich plaudern!

Der Freunde laß uns denken, die wie dich
Und mich kein Leid auf ihrem Pfad verschonte,
Der Wenigen, für die zu leben, sich
Noch immer lohnte!

Und wenn dein Mund nichts mehr zu sagen weiß,
Wenn meine Lippen träumerisch verstummen,
Magst du, wie du es liebst, mir leis, ganz leis
Ein Liedchen summen.

Das heiße, wilde Herz magst du uns so
Mit sanftem Klang und Wort zur Ruhe singen,
Und kurze Stunden werden frei und froh
Wir zwei verbringen.

Da sprüht's — da zuckt's — es naht im Flammenschmuck
Der junge Tag, es rüsten sich die Heere.
Schnell einen Kuß und einen Händedruck
— An die Gewehre!



Mutter ist tot.

In dunstiger Stube, an wackligem Tisch,
Im Wasserkrug Bier, das niemals frisch
Emporgeschäumt, ohne Zweck und Ziel
Sitzen drei Bursche beim Kartenspiel.
Die Stirn ist gefurcht, die Wange ist fahl,
Als möchten die Drei so manches Mal,
Von Sorgen getrieben, von Hungers Pein,
Auf schlimmen Wegen gewandelt sein,
Als hätten die Drei so manche Nacht
Gelegen, vom Himmel allein überdacht.
Das Auge irrt unstät und glanzlos umher,
Die schäbige Kleidung, sie zeigt nur zu sehr,
Daß jeder der Drei mit der Welt zerfiel.
Fluchen und Lärmen begleiten das Spiel. —
Es klopft an die Tür. Auf ein dumpfes: „Komm' rein!"
Streckt eine Hand sich zum Zimmer hinein.
Auf den Tisch fliegt ein Brief. Der Eine der Drei
Sieht darauf seinen Namen und zieht ihn herbei.
„Ein Schreiben für mich — aus Deutschland gar!
Von dorther wurden die Grüße rar.
Was will sie denn noch vom verlorenen Sohn,
Die feine Familie?" so ruft er voll Hohn.
Er löst vom Briefe den Umschlag los.
Er liest — liest die erste Zeile blos.
Ein Zittern durchläuft ihn. Das Antlitz entstellt,
Wiederholt er die Worte, die sie enthält.
Er lallt es hinaus wie in Trunkenheit,
Er stöhnt es hervor in Qual und in Leid:
— Aus den Wangen entweicht ihm das letzte Rot —
„Mutter ist tot."



Sekundenlang bleibt es ganz still im Raum,
Als foltere Jeden ein finsterer Traum.
Dann brummt der Eine: „'s ist freilich fatal,
Aber sterben müssen wir alle 'mal."
Der Andere murmelt: „Nimm's hin wie ein Mann!
Zerstreu Dich ein wenig! spiel aus! bist dran!"
Doch der die Nachricht erhalten hat,
Sieht weder Freunde noch Kartenblatt.
Es sinkt ihm der Kopf auf die hohle Hand,
Seine Augen starren in fernes Land.
Er spürt, wie der Wind um den Ulmenbaum weht,
Der vor dem Hause der Eltern steht.
Er sieht den Garten, so wohlgepflegt,
Sieht sich selber als Kind, das sein Blumenbeet hegt.
Er sieht sich, die Bücher unter dem Arm,
Aus der Schule eilen im Knabenschwarm.
Er sieht sich als Jüngling ins Weite zieh'n,
Die Wünsche der Mutter begleiten ihn.
Und er sieht sich auf dunkler, verderblicher Bahn,
Es treibt ihn die Schuld übern Ozean.
In der Fremde soll neues Glück ihm erblühn,
Doch umsonst ist sein Hoffen, umsonst sein Mühn.
Den Tempel des Friedens erreicht er nicht mehr,
Ein Ausgestoßener irrt er umher.
Vor der Zeit ergraut ihm das blonde Haar,
In Vergessenheit sinkt ihm, was sein einst war.
Nur manchmal, traumhaft, in all dem Gebraus
Erhebt sich vor ihm der Eltern Haus.
Und manchmal vernimmt er, süßbitterer Klang,
Die Stimme, die ihm das Wiegenlied sang,
Und es fühlt der Tramp, jeder Zukunft beraubt,
Daß Eine auf Erden noch an ihn glaubt,
Daß Eine, hoffend und unbeirrt,
Den Tag erspäht, da er heimkehren wird.



„So rede doch endlich! fasse Dich, Mann!“
Fahren den Träumer die Freunde an.
Der schaut, als wäre der Blick gebannt,
Noch immer sein fernes Heimatland,
Das graue Haus und den Ulmenbaum.
Wie kennt er im Haus so gut jeden Raum!
— In der Stube, wo sie ihr Kind gewiegt,
Auf dem letzten Lager die Mutter liegt.
Schon stockt ihr der Herzschlag, eiskalt ihr Gesicht,
Der Tod tritt näher, sie fürchtet ihn nicht.
Zu Schweres hat sie, zu Bittres erlebt,
Als daß sie vor Tod und Verwesung bebt.
Nur Eins, das sie martert — sie mag nicht geh'n,
Bevor sie noch einmal den Sohn geseh'n.
Ihr Auge starrt auf die Stubentür:
Jetzt kommt er — da ist er — jetzt tritt er herfür.
Umsonst, er kommt nicht, sie stirbt ohne Trost.
Es bäumt sich der Mann wie im Fieberfrost.
Seine Glieder umkrallt nie empfundene Qual.
Aufstöhnt er, aufschreit er zum anderen Mal
In Verzweiflung, in grimmigster Seelennot:
„Mutter ist tot.“

Marie.

Was weckst Du mich auf in der schweigenden Nacht,
Die endlich den Schlaf und den Frieden gebracht?
Was reichst Du mit bebenden Händen
Mir Rosen weiß und Nelken rot? —
Du kannst keinen Trost mir spenden.
Aus dem Staub, aus der sengenden Dürre erhebt
Uns einzig, wer mit uns atmet und lebt,
— und Du bist lange tot.



Die gold'ne Mittelstraße.

Auf der gold'nen Mittelstraße
Wandeln ehrsam die Philister,
Spreizen Hochmut sich und Einfalt,
Diese würdigen Geschwister.

Auf die gold'ne Mittelstraße,
Als den echten Pfad der Tugend,
Wiesen Eltern, Lehrer, Priester
Uns bereits in erster Jugend.

Denn auf gold'ner Mittelstraße
Bringt man's weit, auch ohne Gaben,
Und wird schließlich als ein braver,
Gottgefäll'ger Christ begraben.

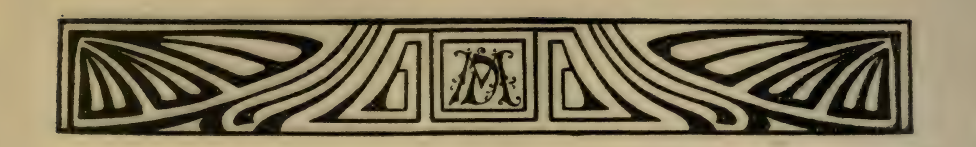
Von der gold'nen Mittelstraße
Bin ich frühe schon entwichen;
Bin bald zu den Höh'n geklettert,
In die Höhlen bald geschlichen.

Habe bitter büßen müssen:
Wie mich alle Biedern meiden!
Wie sie seufzend, wie sie höhnend
Sich an meiner Armut weiden!

Aber sollt' ich heute wählen
Zwischen reuigem Beschreiten
Ihrer gold'nen Mittelstraße
Und noch schlimmer'm Abwärtsgleiten:

Lieber möchte ich auf ewig
An des Lebens Abgrund hängen,
Als mich mit den Satten, Glatten
Auf der Mittelstraße drängen.

Denn selbst aus den tiefsten Tiefen
Kann ich hoffend, sehnend blicken,
Während auf der Mittelstraße
Sehnsucht, Glut und Kraft ersticken.



Jahreswende.

Jahreswende — Gläser klingen —
Händedruck nach frohem Schmaus —
Ungezählte Wünsche dringen
In die stille Nacht hinaus.

Jahreswende — wie sie bauen
Schlösser in die Luft hinein!
Wie sie leichten Sinns vertrauen:
Nächstes Jahr wird's schöner sein!

Jahreswende — ernst zu streben,
Nimmt ein Jeder nun sich vor,
Und ein andres, beßres Leben,
Fromm gelobt's der reine Tor.

Jahreswende — Alle streuen
Weihrauch aus dem neuen Jahr.
Und am Ende bleibt's im neuen
Just so, wie's im alten war.



Trotzdem.

Die Wölfe heulten die ganze Nacht,
Der Tag ist dennoch voll Glanz erwacht.

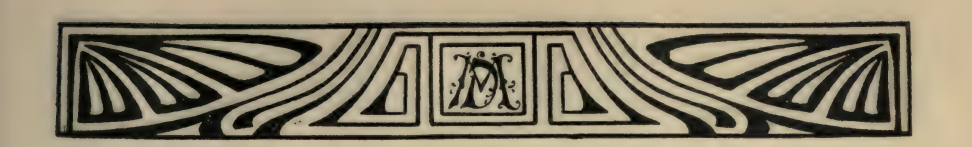
Nicht schien zu enden das Stürmen, das Schnei'n,
Der Frühling brach doch in die Lande herein.

Wohl häuften sie Schutt und Trümmer zu Hauf,
Die Flamme schlug trotzdem zum Himmel auf.

Tröste dich, Herz — wie die Nacht auch droht,
Uns allen winkt doch ein Morgenrot.

Laß die Stürme weh'n, laß die Wölfe schrei'n,
Der Tag, der Frühling, sie brechen herein.

Wie sehr die Feinde des Lichtes sich müh'n,
Die Flamme der Wahrheit wird leuchten und sprüh'n.

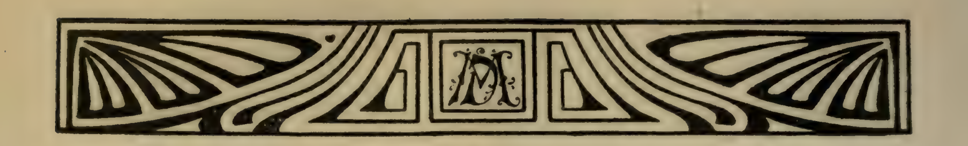


Der Sieger.

Taufrisch glänzen die Blumen,
Die der Frühling entbot.
Jedes Tal, jede Höhe
Grüßt das Morgenrot.
Finster allein liegt die Heide,
Die kein Lichtstrahl durchloht;
Ueber sie reiten zwei Reiter:
Ich und der Tod.

Wie er mit sengendem Atem
Meine Wange streift!
Wie seine Hand, die dürre,
Nach der Kehle mir greift!
Vorwärts, mein Roß, mein braves,
Fort aus dem giftigen Sand
In das blühende Leben,
In das lachende Land!

Noch ein Sprung, ein letzter —
Wir erreichen das Feld.
Diesmal, Tod, um die Beute
Bist du Arger geprellt!
Da schallt gellendes Lachen,
Schallt mir ein Spottwort ins Ohr:
Der du das Leben gewonnen,
Du hast verspielt, du Tor!



Erstickter Klang.

Auch meine Stimme war einst glockenhell,
Und glockentönig ist mein Wort erklungen,
Wenn ich in kecker Lust das Glas geschwungen,
Den Frohgesellen selbst ein Frohgesell.

Und wie ein Quell, aufbrausend, stolz und schnell
Ist mir das Wort aus tiefer Brust gedrungen,
Bis plötzlich mich ein Tag des Grams bezwungen:
Die Glocke sprang, verschüttet ward der Quell.

Nun heilt kein Meister mir den schlimmen Riß,
Nun ruht der Quell in dumpfer Finsternis,
Nicht mag ich mehr den eignen Worten lauschen.
Nur Nächtens, halb besiegt vom Schlafe schon,
Vernehm ich manchmal leisen Glockenton,
Hör' manchmal ich den Quell ganz nahe rauschen.



Ein Namenloser.

Ein Namenloser werd' ich eingescharrt,
Von denen einer, die am Wege sterben,
Die nie im Leben Ruhm und Glück erwerben,
Wie heiß ihr Herz auf Beides auch geharrt.

Und dennoch, bis der Geist im Tod erstarrt,
Soll er sich rastlos müh'n für meine Erben,
Für die, die heut' gleich mir im Staub verderben,
Sie, die wie mich das Schicksal hetzt und narrt.

Er soll im Bunde der vom Wahn Befreiten
Für das Zerbrechen rost'ger Ketten streiten,
Daß eine freie Welt dies Licht einst schaut..
Was braucht's des Lohns? Unsterblichkeit gewonnen
Hat, wer den Plan zum Riesendom ersonnen,
Die Namenlosen haben ihn gebaut.



Quisisana.*

An stiller Straße steht ein stilles Haus.
Dort fand ich ihn, der mich so lang gemieden,
Den ich so oft umsonst gesucht: den Frieden,
Dort ruhte ich von allen Stürmen aus!

Denn, wie im Innern eines Tempelbaus
Die Priesterin, wirkt dort ein Weib: Beschieden
Ward ihr, die Fesseln, die das Herz umschmieden,
Zu lösen und zu bannen Gram und Graus.

Ein Kämpfer will ich durch das Leben schreiten,
So lang es Tag ist, will ich rastlos streiten,
Nicht achtend meiner Gegner, meiner Wunden.
Doch wenn des Tages laute Stimmen schweigen,
Wenn's Abend wird, möcht' ich herniedersteigen
Ins stille Haus: zu ruh'n und zu gesunden!

*) Hier gesundet man.

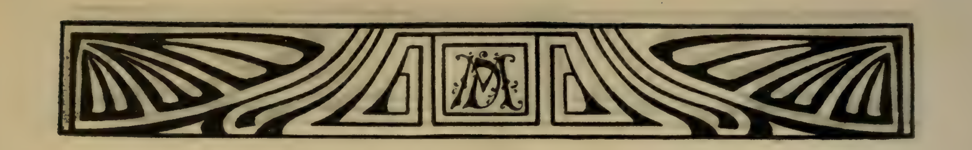


Die Hüterinnen.

Sein letzter Laut erstarb. Es war vollbracht.
Noch einmal hob das Haupt er auf in Pein,
Dann hing am Kreuz sein lebloses Gebein,
Das Volk zerstreute sich. Es wurde Nacht.

Kaum schwieg die Welt, da nahten scheu und sacht
Zwei Frauen, jede kam für sich allein,
Des teuren Leichnams Hüterin zu sein,
Und still für sich hielt jede Totenwacht.

Sie mühten sich, der Krähenschar zu wehren,
Die stets die Stätte des Gerichts umgibt.
Sein Leib nicht durft' er dienen ihr als Futter.
Tag ward's, da sprach die Eine unter Zähren
Ganz leis: Ich bin das Weib, das er geliebt.
Die Andre sagte: Ich bin seine Mutter.



Einer toten Seele.

1.

Deine Seele ist tot.
Die rohen, plumpen Fäuste haben
Erdrosselt sie und sie begraben
In Eis und Kot.

Als ich voll Liebesgewalt
Zu wecken suchte sie mit Küssen,
Hab' bebend ich entdecken müssen,
Daß starr sie und kalt.

Deine Seele ist tot.
Sie mußt' im Schlamme untergehen;
Es blüht für sie kein Auferstehen,
Kein Morgenrot.

2.

So still die Stunde,
Der Traum so schwer —
Aus fernstem Grunde
Klang's zu mir her.

Aus fernster Tiefe
Ein irrer Schrei,
Als ob es riefe:
Komm, mach mich frei!

Sprengt deine Seele
In heißer Gier
Des Grabes Höhle
Und ruft nach mir?

3.

Flöten und Geigen —
Stumpf schau ich zu:
Im tollen Reigen
Die schlimmste bist du.

Es bringt ihre Gabe
Dem Fest jedes Weib —
D e i n e einzige Habe
Ein girrender Leib.

Mir schnürt die Kehle,
Was mich durchbebt:
Deine tote Seele
Hat nie gelebt.



Wolfsaugen.

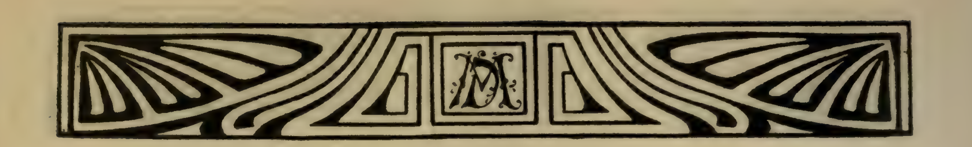
Augen so hungrig, Augen so heiß
Glüh'n über Felder und Heide.
Hart ist die Erde, von Schneeflocken weiß.
Augen so hungrig, Augen so heiß
Späh'n voll Verzweiflung nach Weide.

Schnaufende Wölfe, geächtet, gejagt,
Irren auf endloser Reise,
Hei, wie die Kälte, der Hunger nagt!
Schnaufende Wölfe, geächtet, gejagt,
Finden nicht Obdach noch Speise.

Hinter der Heide erschimmert ein Licht;
Wolfsaugen blutrot sich färben,
Heiserer Schrei aus den Kehlen bricht,
Hinter der Heide das schimmernde Licht
Lockt mit gewaltigem Werben.

Dort ist es warm und hell ist es dort.
Eilet, daß jeder sich helfe,
Reichliches Futter zu suchen dort.
Vorwärts — — zurück! dort lauert der Mord
Auf geächtete Wölfe.

Augen so hungrig, Augen so heiß
Glüh'n über Felder und Heide.
Hart ist die Erde, von Schneeflocken weiß,
Augen so hungrig, Augen so heiß
Spähen vergeblich nach Weide.



Jenseits der Berge.

Jenseits der Berge, da liegt ein Land,
Wo die Menschen vom Leide genesen,
Nicht Sorge noch Not sind dort gekannt —
So stand es im Märchen zu lesen.

Und es glaubte das durstige Kinderherz,
Vertraut mit dem Kobold, dem Zwerge,
An das Land voller Glanz, voller Lust und Scherz,
An das Wunderland jenseits der Berge.

Das Kind ward zum Mann. Der schritt hinaus,
Das Land seiner Sehnsucht zu finden,
Zu bauen sein sonnendurchleuchtetes Haus,
Wo Kummer und Elend schwinden.

Und er suchte — und fand, wohin er kam,
In Zwietracht und Haß die Gemüter,
Eine Lust ohne Segen, Gier ohne Scham
Und den Kampf um erbärmliche Güter.

Er erklomm die Höhen, durchkreuzte das Meer,
Versuchte am Strand zu genesen —
Die Welt blieb öde, die Welt blieb leer,
So wie sie vorher gewesen.

Doch ob auch Hoffen auf Hoffen schwand,
Ob einsam und finster er schreitet —
Immer noch sucht er das Wunderland,
Das jenseits der Berge sich breitet.



Die Fabrikpfeife.

Ein schriller Pfiff, ein dumpfer hinterdrein.
Wie ein Alarmruf heult es durch die Gassen,
Ein Kampfsignal für Mammons Sklavenmassen,
Zur schlimmen Werktagschlacht bereit zu sein.

Jetzt schließt in ihre finstern Räume ein
Die Würgerin Fabrik all' jene blassen
Gestalten, die dort Kraft und Jugend lassen,
Und Tag für Tag umsonst nach Rettung schrei'n:

Sträflingen gleich. Denn wenn auch keine Streifen
Des Kleids als solche sie erkennbar machen,
Auch sie, sie spüren ihres Büttels Griff.
Und immer noch gellt dieses tolle Pfeifen.
Da endlich, wie mit einem grimmen Lachen,
Als sei er müd' des Höhnens, schweigt der Pfiff.

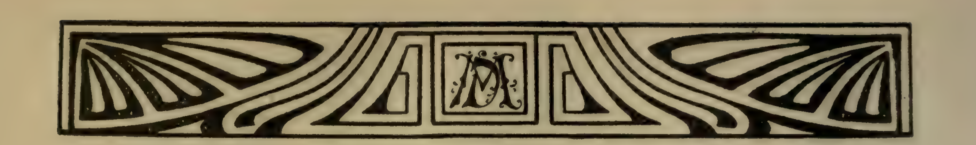


Die Schiffbrüchigen.

Es treibt kein Boot an ihren öden Strand,
Zu wärmeren Gefilden sie zu tragen.
Ihr Fluchen, ihr Gebet, ihr heißes Klagen,
Umsonst verhallt es auf dem weiten Sand.

Sie hatten von der Heimat sich gewandt,
Ihr Glück in schönrer Ferne zu erjagen,
Da hat der Sturm ihr schwaches Schiff zerschlagen,
Da warf er sie auf unfruchtbares Land.

Den Andern fremd an Sprache und an Sitten,
So welken, die im Leben Schiffbruch litten,
Einsam und freudlos in der harten Welt.
Umsonst ihr Schreien und ihr Hände-Ringen.
Es naht kein Boot, um Rettung Dem zu bringen,
Der von des Lebens Klippen Ausschau hält.



England.

Ein Piratenschiff streicht durch die Meere dahin,
Ausspähend nach sicherem Diebesgewinn.
Keine Grausamkeit flieht's, keinen Frevel scheut's.
Frech flattert sein düsteres Banner vom Mast,
Doch seltsam — es haftet, beschmutzt und verblaßt,
Auf der schwarzen Flagge ein weißes Kreuz.

Welch einziges Schauspiel! Ein frommer Bandit,
Der zu Raub und Mord mit dem Schlachtruf zieht:
Des Höchsten heiliger Wille gebeut's!
Der Wehrlose plündert, der Blutgeld erpreßt,
Und bei all seinen Greueln prangen läßt
Auf der schwarzen Flagge das weiße Kreuz.

So segelt das Raubschiff Jahrhunderte schon,
Nie ward seiner Gier der gebührende Lohn.
Nie hat es bereut und auch heut nicht bereut's.
Wann immer den Abscheu der Welt es geweckt,
Stets hat jede Schmach, jeden Frevel gedeckt
Auf der schwarzen Flagge das weiße Kreuz.

Bald aber, Pirat, triumphirst du nicht mehr,
Schon dröhnt er vom Festland dumpf und schwer,
Der erste Klang deines Sterbegeläuts.
Entfesselt ist der Empörten Wut,
Sie zerren hinab in die brausende Flut
Deine schwarze Flagge, dein weißes Kreuz.



Weihnachtzeit.

1.

Könnt' ich sie lesen
Am Wege auf:
Die elend gewesen,
Sammeln zu Hauf,

Die Schwachen, die Kranken,
Die Kinder der Not,
Die niedersanken
Im Kampf ums Brot,

Die untergingen
In Schmach und Spott,
— Könnt' ich sie bringen
Dem Christengott!

Könnte ich führen
Zu ihm sie hin,
Nicht um zu rühren
Des Gottes Sinn

In diesen Tagen
Der Weihnachtszeit,
Nein, ihn zu fragen
Vor all dem Leid,

Vor den Gequälten,
Den Opfern der Pein,
Den ungezählten,
Endlosen Reih'n:

An allen Altären
Tönt heut dein Ruhm,
Jauchzt dir zu Ehren
Das Christentum;

In allen Landen,
Wo Tempel dir stehn,
Schallt's: Christ ist erstanden!"
— Sag' mir: Für wen?

2.

Maria hält in ihrem Arm das Kind.
Sein schmales Köpfchen lehnt sich schlummerschwer
An ihre Brust. So still ist's um sie her — —
Die junge Mutter nickt und träumt und sinnt.

Sie sieht im Geiste, wie die Zeit verrinnt:
Ein Mann wird er, ein kluger, weiser, er,
Der hilflos jetzt im Arm ihr ruht, er, der
Zu atmen und zu lallen kaum beginnt.

Sie sieht um ihn des Volkes Woge rauschen,
Sie hört es seinen milden Worten lauschen,
Die, Heil verkündend, durch die Herzen zieh'n.
Sie lächelt stolz. — — Da, welch' ein Lärmen, Toben!
Die Fäuste haben sich im Zorn erhoben
Und wüste Stimmen kreischen: Kreuzigt ihn!



Stille Nacht.

Wie war es doch? Ein Haus, verwittert, grau;
Knisternde Tannenzweige, bunte Lichter,
Ein ernster Vater, eine sanfte Frau
Und zweier Kinder staunende Gesichter.
Geschmückt mit seltnen Gaben ist der Tisch;
Die Kinder haben jauchzend ihn umsprungen,
Dann ist von ihren Lippen hell und frisch
Das alte Lied der „Stillen Nacht" erklungen.

Alljährlich steigt dies Kindheitbild empor
Und zwingt den Einsamen, ihm nachzusinnen.
Wohin sich auch sein Lebenspfad verlor,
Er kann dem Bann des Bildes nicht entrinnen.
Ob er, von rauher Schicksalhand gelenkt,
Zum finstern Manne ward im Weltgebrause,
— Wenn sich die „Stille Nacht" herniedersenkt,
Ist er ein Kind in seines Vaters Hause.

Da steht er mit dem blonden Schwesterlein
Beim Tannenbaume; weitgeöffnet gleitet
Ihr Auge über all den Glanz und Schein,
Den Elternliebe für sie ausgebreitet.
Es fühlt aufs Neu' die ganze Zaubermacht
Des Kinderfestes Herz und Sinn bezwingen.
— Fernher ertönt das Lied der „Stillen Nacht,"
Um ihn in süßen Weihnachtschlaf zu singen.



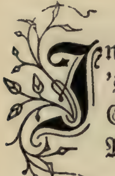


Nur noch 8 Meilen.





Aufbruch.



In der einen Hand den Stab,
's Täschchen in der andern,
Ganz wie einst als kecker Knab',
Mach ich mich ans Wandern.

Einer, der kein Heim mehr hat,
Zieh ich in die Weite.
Niemand in der großen Stadt
Gibt mir das Geleite.

Weder Freund noch holdes Kind
Küssen mich voll Bangen,
Nur ein leiser Morgenwind
Streichelt mir die Wangen.

Sei es drum! Ins Land hinein
Schreit' ich ohne Klagen;
Bin ich auch für mich allein,
Darf ich doch nicht zagen.

Hab' ja mich — auf mich gestellt,
Brauch' ich keinen Andern,
Kann ich durch die weite Welt
Fest und sicher wandern.

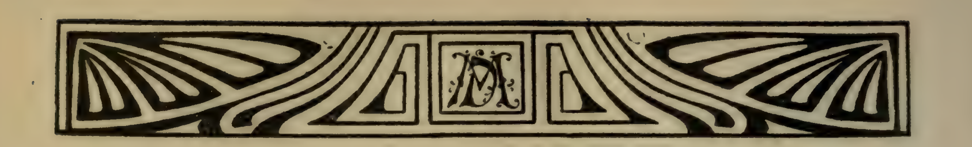


Vagantenlust.

Mein ist die Heide, mein der Sommertag,
Der leuchtend durch die grünen Fluren schreitet,
Mein ist der Bach, der murmelnd talwärts gleitet,
Die wilde Rose und der Amselschlag.

Mein ist die Nacht, die über Feld und Hag,
Wo ich mich bette, ihren Mantel breitet,
Daß sich in ihrem Schutz die Seele weitet,
Und träumend alles Leids genesen mag.

Mir selbst genug durchschreit' ich meine Bahn;
Wohin mich Wind und Wellen führen, treib' ich:
Niemandes Herr, Niemandem untertan.
Kein Spielmann bin ich, keinen roten Mund
Lock' ich zum Kusse, dennoch ward ich, bleib' ich
Ein Kind der Sonne, ich, der Vagabund!



Frühlings-Gruß.

Frühlingsanfang — so steht es im Buch,
Heut kommt der Lenz, der traute.
— Mir entrang sich ein derber Fluch,
Als ich ins Freie schaute.

Winter grinste mir ins Gesicht,
Sturmwind pfiff seine Lieder,
Weiße Flocken, schwer und dicht,
Wirbelten endlos nieder.

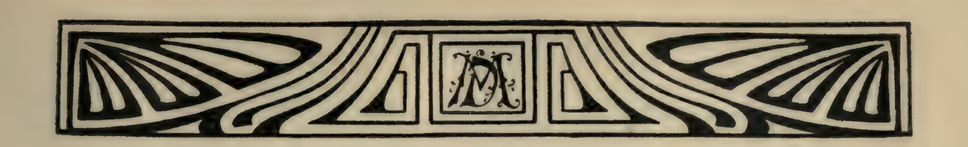
„Träumtest zu früh den Frühlingstraum,“
Hört' ich's im Winde schnarren,
„Auf das erste Grün am Baum
Mußt du ein Weilchen noch harren.“

Und ich seufzte vor mich hin
Ob der langen Plage
Und es kamen mir in den Sinn
Leuchtende Frühlingstage,

Tage, da wir im Lincoln-Park
An den Wassern saßen
Und des Lebens gemeinen Quark
Lachend und singend vergaßen,

Da wir schweiften durch Wald und Feld,
Da wir tollten im Zimmer,
Da uns die weite, große Welt
Glänzte in sonnigem Schimmer.

Frohe Gesichter drängten sich her
Und ich grüßte die lieben —
Plötzlich fiel es aufs Herze mir schwer,
Daß ich so lang' nicht geschrieben,



Daß ich, seitdem der rastlose Fuß
Von den Teuern sich wandte,
Kaum einen kurzen, flüchtigen Gruß
In ihre Stille sandte.

Schleunigst holte ich Tint' und Papier,
Fröhlich mit ihnen zu schwätzen,
Aber die Feder stockte mir
Schon nach den ersten Sätzen.

Wieder versank ich in Träumerein,
Schaute gewesene Zeiten,
Wieder sah ich im Sonnenschein
Mich mit den Freunden schreiten.

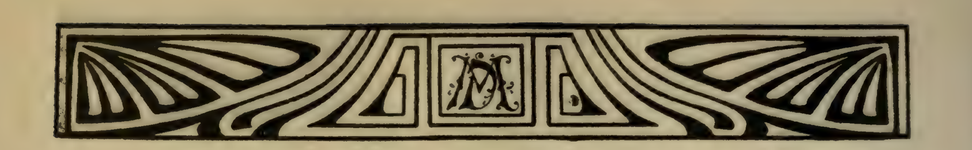
Rauher der Wind an die Scheiben stieß,
Dichter fielen die Flocken,
Doch aus dem Frühlingsparadies
Konnten sie mich nicht locken.

Tanzten die Flocken auch noch so dicht
Bei des Sturmes Schnauben,
Frühlingshoffen konnten sie nicht
Mehr dem Herzen rauben:

Winter, trutziger Gesell,
Mußt doch unterliegen,
Sonnenstrahlen, mild und hell,
Werden dich besiegen.

Holdes Glück, das mir entschwand,
Werd' ich wieder schauen,
Mit den Freunden, Hand in Hand,
Mich am Licht erbauen.

Mag es schnei'n, mag's stürmisch weh'n,
Lenz siegt dennoch, der starke,
Und wir werden wie einst uns ergeh'n
Wieder im Lincoln-Parke.



Fahrendes Volk.

Durch die Heide, längst verdorrt,
Durch des Schneesturms Jagen
Schleppen die Pferde sich mühsam fort
Mit dem schwankenden Wagen.

Drin im Wagen, zusammengedrängt,
Hocken braune Gestalten,
Die, seit Jahren zur Fremde versprengt,
Rastlos Umzug halten .

Bald in stechender Sonnenglut
Dörren ihnen die Glieder,
Bald vor des Winters grimmer Wut
Ducken sie scheu sich nieder.

Hartes Loos — — — sie haben nie
Es als grausam empfunden,
Ihnen blieb der Trost, daß sie
Frei und ungebunden.

Und sie beugten sich keinem Joch
Selbst bei Schneesturms Lärmen,
Denn sie wußten: Es wird uns doch
Wieder ein Feuer erwärmen.

Durch die Straßen der Weltstadt streift
Langsam ein hagrer Geselle.
Ueber die glänzenden Läden schweift
Lässig sein Auge, das helle.

Gestern noch hundert Meilen fern,
Hat er den Frachtzug erklommen,
Ist er im Glauben an seinen Stern
Nach Chicago gekommen.



Daß ihm Großes hier gelingt — —
Danach geht nicht sein Streben:
Wenn er nur zusammenbringt,
Was er braucht, um zu leben.

Und das wird er: Ob's noch so rauh
Pfiff mit allen Winden,
Immer wußte er, sorglos und schlau,
Unterschlupf zu finden.

Wenn die Kälte ans Herz ihm kroch,
Sprach er ohne Härmen:
Gleichgesinnte treff' ich doch,
Mich bei ihnen zu wärmen.

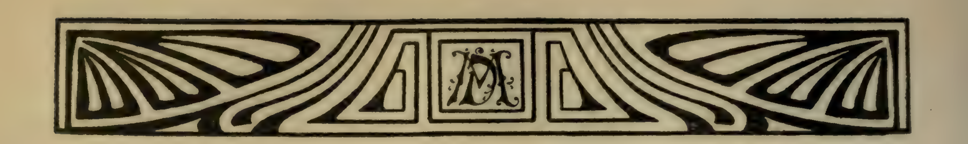


Der Vagabund.

Fiel es dem Glück am Ende ein,
Nach mir auszublicken:
Fand es mich sitzen am Wiesenrain,
Wo die Veilchen nicken.

Blies ich behaglich den blauen Rauch
Meiner Pfeife ins Weite;
Schatten bot mir ein Brombeerstrauch,
Labung der Quell zur Seite.

Stutzte das Glück — wie goldne Perl'
Sah' ich's im Aug' ihm blitzen,
Und mit dem Wort: „Du glücklicher Kerl,"
Ließ es mich lachend sitzen.



Im Holzhof.

Geschlafen hab' ich auf blankem Stein
Bei Wetterschlag und Regen,
Geschlafen hab' ich trotz Sturmes Pein
Auf sumpfigen Waldeswegen,
Geschlafen hab' ich — mein Herze schrie —
In des Kerkers beklemmender Zelle,
— Trostloseres Lager fand ich nie
Als im Holzhof*) an knarrender Schwelle.

Es hebt sich vor mir ein niederer Bau,
Ein Zwinger des Elends, der Trauer,
Von außen blickt er düster und grau,
Im Innern unendlich grauer.
Dort sieht kein lachender Philosoph
Die Welt voll Veilchen und Rosen,
Dort hält die bitterste Armut Hof,
— Da schlafen die Obdachlosen!

Dort hat sich die kluge Barmherzigkeit,
Die so gern der Welt es verkündet,
Wie dem sinkenden Bruder die Hand sie leiht,
Ein dauerndes Denkmal gegründet:
Freigebig läßt sie im engen Raum
An die Hundert zur Ruhe sich legen
Und ruft sie, tagt es im Osten kaum,
Zur Arbeit, des Daseins Segen.

Zwar finden erquickende Lagerstatt
Nicht alle, die hier sie ersehnen,
Doch darf, wer kein Bett sich erobert hat,
Auf der Diele die Glieder dehnen.
Und kriecht das Ungeziefer dich an
Und tut es an dir sich zu gute,
Murre nicht drüber, sei friedlich, Mann,
— Das zeugt von gesundem Blute.

*) „The Woodyard" in Philadelphia. Wer dort einmal nächtigt, der saugt Grimm und Ekel fürs ganze Leben ein.

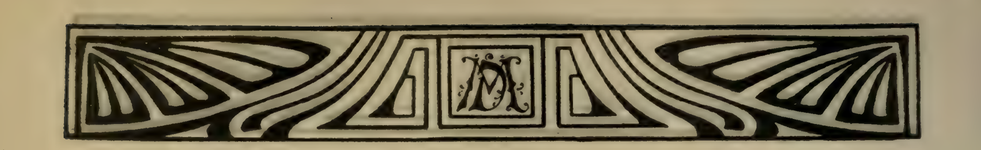


Zuweilen durchzittern die schweigende Nacht
Wirre, seltsame Töne:
Hier Einer, der grell im Schlafe lacht,
Dort des Andern angstvoll Gestöhne.
Bald herrscht eine atemraubende Luft
Bleischwer lastend im Saale;
So strömt sie aus keiner Kerkergruft,
Aus keinem Seuchen-Spitale.

Du möchtest dem Orte des Schreckens entfliehn:
Weit lieber hungern und frieren,
Weit lieber im Finstern des Weges ziehn,
Als hier, ein Tier unter Tieren,
Die Pest zu atmen, das Elend zu schau'n
— Umsonst, es versagen die Glieder;
Du sinkst mit den Andern trotz Abscheu und Grau'n
In dumpfer Betäubung nieder.

Alles vergeht, auch die Nacht verrinnt,
Du erhebst dich vom Boden mit Mühe,
Und man reicht dir — wie gütig die Menschen sind —
Geheimnißvoll-schwarzbraune Brühe.
Drauf spaltest und sägst und trägst du Holz,
Um geringen Dank zu zollen,
Dann darfst du, auf Ruhe und Tätigkeit stolz,
In die weite Welt dich trollen!

Geschlafen hab' ich auf blankem Stein
Bei Wetterschlag und Regen,
Geschlafen hab' ich trotz Sturmes Pein
Auf sumpfigen Waldeswegen,
Geschlafen hab' ich — mein Herze schrie —
In des Kerkers beklemmender Zelle,
— Trostloseres Lager fand ich nie
Als im Holzhof an knarrender Schwelle.



Geh' heim!

Erloschen ist des Tages letzter Schein,
Die Erde hüllen tiefe Schatten ein.

Am Himmel jagt ein düstres Wolkenheer,
Scharf weht der Herbstwind über Union Square.*)

Scharf weht der Herbstwind, es gerinnt das Blut
Der müden Schar, die obdachlos hier ruht,

Die träumend hier sich auf den Bänken streckt,
Bis sie zu neuer Qual der Morgen schreckt.

Auch ich gehöre heut den Aermsten an,
Ich habe nicht, da ich mich betten kann.

Im Sturm des Lebens ist mein Kahn zerschellt
Und meine Heimat ward die weite Welt.

Den ganzen Tag strich ich umsonst umher,
Arbeit zu finden ist so schwer, so schwer.

Nun brennt mein Hirn, das Herz ist müd' und krank,
Willkomm'ne Rast gibt selbst die harte Bank.

O Schlaf, du Bettlerfreund, erbarm dich mein,
Komm, wieg mich sanft in holde Träume ein!

Schon nahst du, nimmst mich lächelnd bei der Hand
Und trägst mich fort, hinaus ins Heimatland.

Es winkt das Elternhaus, der traute Herd,
Es grüßt der Mutter Kuß, so lang entbehrt!

Wie ruht sich's bei den Lieben weich und warm!
— Da faßt's, da packt's, da rüttelt's mich am Arm.

---

*) New Yorker Park, in dem die Obdachlosen zu nächtigen pflegen, freilich nur solange der Wächter es gestattet.



Ich taumle hoch — um mich zuckt trübes Licht —
Und starre in ein finsteres Gesicht.

Des Parkes Wächter fährt mich drohend an:
Geh heim! Dies ist kein Ort zum Schlafen, Mann!

Geh heim! Wie mir das Wort im Herzen brennt,
Zu dem gesagt, der keine Heimat kennt.

Geh heim! — — Wohin? Da klingt ein müder Reim:
Zum Armen-Friedhof! Dort, dort ist dein Heim.



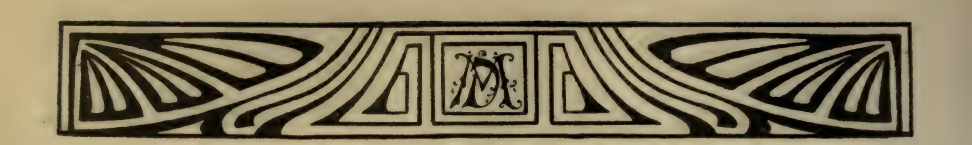
Mein Kamerad.

Um einen Penny hab' ich dich erstanden:
Mein letzter war's, ich warf ihn lachend hin.
Fürwahr, der brachte reichlichen Gewinn,
Da wir durch ihn, mein wackrer Freund, uns fanden.

Du bliebst mir treu und hold in allen Landen,
Durch die ich ruhelos gewandert bin,
Und trübten Sorgen mir den leichten Sinn:
Ich griff zu dir, und, sieh, die Nebel schwanden.

Du hast den Hunger, hast den Durst vertrieben,
Ich plauderte mit dir von meinen Lieben,
Wenn sich in Sehnsuchtqual das Herz gekrampft.

So haben wir uns brüderlich vertragen,
Und was auch kommen mag, nicht werd' ich zagen,
Solange noch die Penny-Pfeife dampft.



Weltverbesserer.

Wie hab' ich so manche Sommernacht
Mit jungfrischen Rittern vom Geiste
Gestritten in heißer Gedankenschlacht,
Während das Trinkhorn kreiste!

Wir sannen der ewigen Frage nach,
Zu vollbringen das herrliche Wunder:
Die Welt zu lösen aus Knechtschaft und Schmach,
— Und tranken drauf Sekt mit Burgunder.

Wir sannen und stritten und schwankten am End
Heimwärts beim Schein der Laterne,
Ueber uns hoch am Firmament
Lächelten spöttisch die Sterne.

⁂

Wieder umfängt mich die Sommernacht.
Gelagert an morschem Gemäuer,
Halten zu Vieren wir seltsame Wacht
Um ein niedres Indianerfeuer.

Wüste Gesellen, vom Schicksal gehetzt
Und von den Menschen geschunden,
Haben wir vier, zerlumpt, zerfetzt,
Uns am Wegrand gefunden.

Müde und hungrig starren wir drein,
Die Flammen sinken in Asche.
Laßt sie! Wahrhafte Wärme allein
Spendet die Whiskey-Flasche.

Spricht der Eine nach langem Zug:
O dieses Wandern und Lungern!
Gibt's denn nicht Betten, nicht Fleisch genug,
Daß wir hier obdachlos hungern?



Lacht der Zweite trüb und verschmitzt:
Wirst es nicht ändern noch wenden;
Wer da nichts erbt, nichts frech stibitzt,
Muß hinterm Zaun verenden!

Flucht der Dritte mit dumpfem Schrei:
Spart Euer Jammern und Klagen!
Besser wird es — ich schwör's Euch, Ihr Drei —
Wenn wir die Reichen erschlagen.

Und sie zanken und streiten sich,
Was der Welt Rettung brächte,
Und ich schweige und denke für mich
Längst entschwundener Nächte.

Lärmen und Zanken verstummen am End,
Hahnenschrei tönt in der Ferne,
Ueber uns hoch am Firmament
Lächeln voll Wehmut die Sterne.

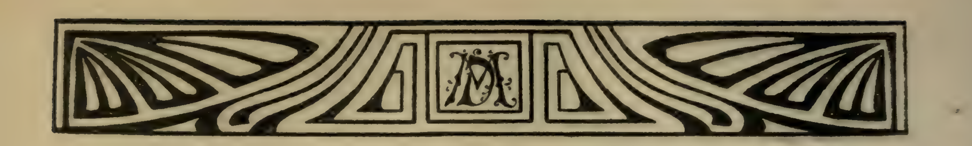


An die Sonne.

Goldne Sonne, nach den grauen,
Langen, schweren Wintertagen
Kommst du endlich, aus dem blauen
Himmel Frühlingsgruß zu tragen.

Goldne Sonne, tausend Lieder
Schallen jauchzend dir entgegen;
Daß nach trüber Zeit du wieder
Bringst der Erde deinen Segen.

Goldne Sonne, deren Strahlen
Allwärts Glanz und Glut verbreiten,
Warum läßt du mich voll Qualen
Tief, ach tief im Schatten schreiten?



Weihnachtstraum.

Jetzt zündet sie des Christbaums Lichter an,
Jetzt ruft herbei sie ihrer Armen Schar,
Jetzt reicht sein Christgeschenk sie Jedem dar,
Wie sie seit meiner Kindheit das getan.

Doch wenn die Gaben ausgeteilt sind, dann
Schleicht sich die alte Frau im weißen Haar
In jenes Zimmer, wo so manches Jahr
Ihr Knabe über seinen Büchern sann.

Dort träumt sie einsam ihren Weihnachtstraum:
Sie steht mit ihrem Kind am Tannenbaum
Und läßt die Hand durch seine Locken gleiten.
Da zuckt sie hastig auf: Der Traum zerrinnt.
Sie sieht im fernen Land durch Schnee und Wind
Ihr Kind als heimatlosen Bettler schreiten.



Abschied.

Laß mich noch einmal Deine Hände fassen,
Ein letztes Mal, daß ich Dir danken kann!
Sieh' mich mit Deinem tiefsten Blicke an!
Dann gönn' mich meiner Heide, meinen Gassen!

Klag' nicht, daß wir schon von einander lassen,
Daß unser Glück, das märchensüß begann,
Schnell wie ein zarter Morgentraum zerrann!
— Es lebt in uns und nimmer wird's verblassen.

Eins kann des Andern niemals mehr vergessen,
Und welche Bahn wir beide auch durchmessen,
Wir denken dieser wunderholden Stunden.
Laß mich getrost nur in die Ferne schreiten,
Ein Talisman wird schützend mich begleiten:
Dein Lachen wandert mit dem Vagabunden.



Faust-Andacht.

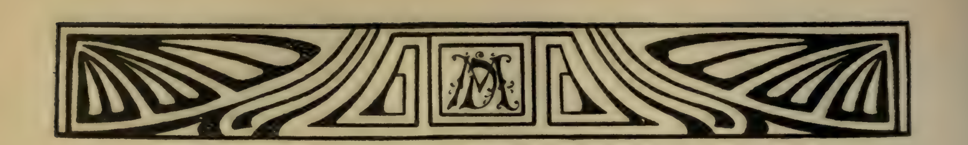
Eine Erinnerung.

Mälig senkt sich die Sonne
In die Fluten hinein,
Pennsylvaniens Berge
Flimmern im Abendschein.
Dort von scheidender Sonne
Seltsam bestrahlt und umloht,
Lagern drei wegmüde Wandrer,
Lagern drei Söhne der Not.

Wie die Glieder sich strecken
Nach des Tages Glut!
Wie sich kühlt und besänftigt
Das überhitzte Blut!
Schweigend ruhn sie, nur manchmal
Tönt ein behaglicher Fluch —
Da zieht der Eine der Dreie
Aus der Tasche ein Buch.

Laut beginnt er zu lesen,
Spöttisch lauschen die zwei
Andern, welch tolle Geschichte
In dem Buche wohl sei;
Doch nach den ersten Worten
Glüht es in ihrem Gesicht,
Und sie ahnen, daß Fremdes,
Herrliches zu ihnen spricht.

Wunderbar hohe Gedanken
Halten sie plötzlich in Bann:
Zu den lichtesten Fernen
Trägt das Buch sie hinan;
In die tiefsten der Tiefen
Stößt es dann sie zurück,
Läßt aus dem Dunkel sie schreien
Nach unsagbarem Glück.



Von den Sorgen des Leibes
Wissen sie jetzt nichts mehr,
Anderes, nie Gewolltes
Ist fortan ihr Begehr.
Demütig niederknieen
Möchten sie vor dem Mann,
Der dies Buch aller Bücher,
Der diese Verse ersann.

Auf die Erde nieder
Hat die Nacht sich geneigt,
Alles Licht ist erloschen
Und der Lesende schweigt.
Leise legt er sein Buch hin,
Das die Zeit hat zerzaust,
— Und drei Heimatlose
Träumen die Träume des Faust.



Begegnung.

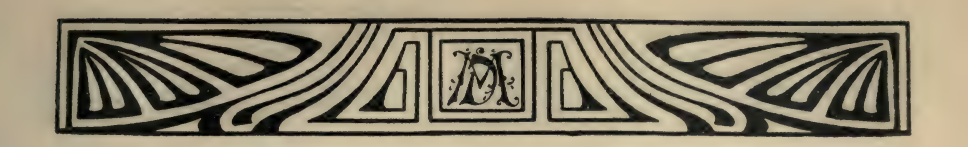
In Pennsylvanien war's, der Herbst begann.
Wir trafen uns: Zur Erde stieg die Nacht.
Schnell hatten wir ein Feuer angefacht
Und wärmten die erstarrten Glieder dran.

Ich schaute forschend auf den fremden Mann:
Wohl manche Sturmnacht hatte Der durchwacht! — —
Auch er gab lange schweigend auf mich Acht,
Bis endlich er zu reden Lust gewann.

Er war wie ich früh in die Welt gefahren,
Er war wie ich Göttinger Bursch vor Jahren.

Da ruhte Hand in Hand. Da scholl die Rede
Von Trinkgelagen, toller Burschenfehde.

Es kam der Tag — — wir schieden hastig, stumm,
Und keiner sah sich nach dem andern um.



Schneesturm.

Wir hatten zu sorglos dem Frühling vertraut;
Wir wurden schmählich betrogen. —
Der Himmel, er hatte so strahlend geblaut,
Als wir in die Weite zogen;
Die Sonne, sie spielte mit goldigem Schein
Auf unsern steinigen Pfaden;
Wie schritten wir leicht in die Welt hinein,
Zwei Lust- und Leid-Kameraden!

Wir ließen in wilde Vergangenheit
Zurück die Gedanken schweifen.
Wir träumten von künftiger, besserer Zeit
— Beim Dampfe der Tabakpfeifen.
Wir weckten aufs Neue erloschene Glut,
Und schürten die Gluten zu Flammen.
Da plötzlich — wie ward uns eigen zu Mut,
Wie zuckten wir beide zusammen!

Der Himmel, noch eben so klar und blau,
Von düsteren Wolken umzogen!
Schon kommen aus seinem schmutzigen Grau
Die ersten Flocken geflogen;
Ein Windstoß peitscht uns ins Angesicht,
Ein Brausen umtost uns, ein Krachen;
Erloschen ist ringsum des Tages Licht —
Die Mächte der Finsterniß lachen.

Vorwärts! Nur weiter! Nicht feige verzagt!
Kein törichtes Ueberlegen!
Mutig den Schritt ins Dunkle gewagt,
Dem Schnee und dem Sturm entgegen!
Jedes Wetter, wie wüst es sich gab,
Hat seinen Meister gefunden.
Immer noch prallte sein Toben ab
An dem richtigen Vagabunden.



Siehe, ein Haus und ein Gasthofschild!
Heißa, nun sind wir geborgen!
Schnell, den Hunger, den Durst gestillt
Und gespottet der elenden Sorgen!
„Aber, bedenke — kein einziger Cent —“
Pah soll d a s uns geniren?
Jetzt, entronnen dem Element,
Können wir Alles riskiren!



Vaganten-Gruß.

An Robert Reitzel.

Einsam zu träumen hinter vollem Kruge,
Wenn letzter Sonnengruß ins Zimmer nickt,
Wenn durch die Stille nur die Wanduhr tickt,
Schuf stets mir Lust auf meinem Wanderzuge.

Versunken liegt für mich die Welt, die kluge,
Die Welt von heut', die oft so mürrisch blickt,
Und einer andern, die mich heiß umstrickt,
Führt mich Erinn'rung zu in raschem Fluge.

Da grüßen mich hellstrahlende Gesichter,
Ein süßes Lachen tönt durch Busch und Hecken,
Die Primeln duften und die Amseln schlagen.

Herr Wirt, 'nen frischen Krug! Mein edler Dichter,
Dir bring ich ihn, auch Deine Lieder wecken
Mir alten Klang aus jenen Maientagen.



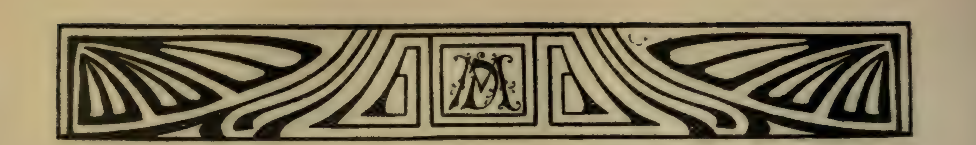
Sah ein Knab' ein Röslein stehn.

Sommernacht wars. Von des Himmels
Mildem Glanze überblaut,
Lag auf Pennsylvaniens Erde
Ich in weichem Heidekraut.
Müde lag ich, wund, zerschlagen,
Wie 's das Loos des Wandrers wird,
Der in langen Hungertagen
Obdachlos das Land durchirrt.

Fiebernde Gedanken flogen
Uebers weite Meer hinaus;
Zogen nach dem Heimatstädtchen,
Kreisten um das Vaterhaus;
Kehrten wieder, klagten leise,
Daß, ob manches Jahr entwich,
In der Meinen trautem Kreise
Immer noch ein Toter ich.

O das bohrte! o das höhnte,
Und ich schalt mich einen Narrn.
Wild auf schrie ich. Horch, da tönte
Hart am Waldrand Räderknarrn.
Lachen scholl, dann hoch vom Wagen
Hört' ich's klar herüberwehn,
Deutsches Lied, hierher getragen:
„Sah ein Knab' ein Röslein stehn."

War's ein Zauber? Frieden spürte
Plötzlich das gequälte Hirn.
Sanfte, kühle Hände schienen
Zu umfassen meine Stirn.
Wie ein Gruß die Töne drangen
Tief mir in das Herz hinein,
Klangen fort darin und sangen
Mich in süßen Schlummer ein.



Und nach Nächten, reich an Seufzern,
Jauchzte ich in holdem Traum,
Fand mich in der Heimat wieder
An des Flüßleins Blumensaum,
Sah voll frohen Jugenddranges
Mich im Schwarm der Freunde gehn
Und von blühenden Lippen klang es:
„Sah ein Knab' ein Röslein stehn."

Nach zwanzig Jahren.

Wohl zwanzig Jahre sind dahingegangen,
Seit ich zuerst zwei Mädchenlippen küßte,
Halb unbewußt in kindischem Gelüste,
Halb schon erfüllt von heimlich holdem Bangen.

Hochsommer war's, Gertrud und ich wir sprangen
Durch unsres Gartens sonn'ge Blumenwüste
Und spielten Haschen, und das Bäschen büßte
Mit einem Kuß, so oft es sich ließ fangen.

Des holden Spieles hab' ich heut gedacht,
Als ich mit Dir im Garten plaudernd stand,
Und heiße Sehnsucht ist in mir erwacht,

Im langen Kuß Dich einmal zu umfassen;
Doch, ach, die Zeit der Kinderspiele schwand,
Du wirst Dich schwerlich von mir greifen lassen.



Herkunft.

Zigeunerbursch, wo kommst Du her?
Huben sie an zu fragen;
Wer sind die Ahnen, die Voreltern, wer?
Wohlan, ich will es Euch sagen!

Von Vater-Seite.

Thüringer Bauern, ein hörig Geschlecht,
An die harte Scholle gebunden,
So hat sich das Volk ohne Sonne und Recht
Für Adel und Klöster geschunden.

Doch es kam der Tag, wo den Uebermut
Der Großen sie nicht mehr litten.
Da ist auch einer von meinem Blut
Mit der Axt zum Kampfe geschritten.

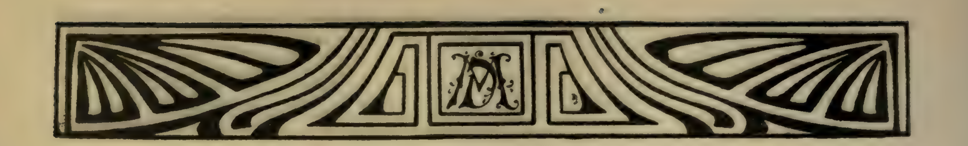
Im Glied er stand, als vom Feind umspannt
Unter Thomas Münzer sie fochten.
Mit diesem fiel er in Feindes Hand
Und ward aufs Rad geflochten.

Es lebt in mir ein heißer Zorn,
Den Großen Wunden zu schlagen,
Es treibt auch mich ein scharfer Sporn,
Für die Niedern die Streitaxt zu tragen.

Von Mutter Seite.

An den sonnigen Ufern der Loire,
Wo die Rebenhügel sich breiten,
Im glühenden Herzen Frankreichs war
Ihre Heimat vor langen Zeiten.

Dort senkt der Sonne heller Schein
In die Brust erwärmend sich nieder,
Dort weckt der rote, funkelnde Wein
Die süßesten Liebeslieder.



Dort saßen sie und wären nicht
In die kalte Fremde gezogen,
Hätt' nicht ein finsteres Ketzer-Gericht
Um Herd und Haus sie betrogen.

Von ihnen hab' ich den leichten Mut,
Der Vieles läßt verschmerzen,
Von ihnen hab' ich die Lebensglut,
Die Lust an Gesängen und Scherzen.

Aus dem Bauernland erbt' ich den ehrlichen Haß
Auf die Herren mit Titeln und Orden,
Aus dem Weinland die Liebe zu Lied und Glas
— So bin ich Zigeuner geworden.



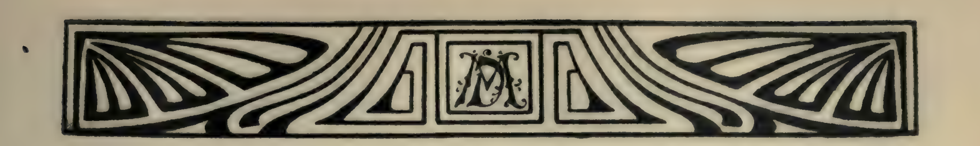
Gebt mir ein Stübchen.

Gebt mir ein Stübchen und ein Tintenfaß,
Papier und Feder! Tausend wilde Lieder
Zieh'n mir durchs Herz und rufen: Schreib uns nieder,
Tu' deine Liebe kund und deinen Haß!

Ein Wandervogel, der kein Heim besaß,
Hob ich im Lenz, hob ich, so lang der Flieder
In Blüte stand, nie rastend das Gefieder;
Durchs grüne Land zog ich ohn' Unterlaß.

Jetzt aber, wo des Waldes Sänger schweigen,
Wo schwer und dicht die grauen Nebel steigen,
Jetzt, wo die Blätter welken und das Gras,

Jetzt möchte ich im warmen Winkel säumen,
Die trübe Zeit am Flackerherd verträumen —
Gebt mir ein Stübchen und ein Tintenfaß!



Im Bettlerheim.

Der Armenvogt stieg schweigend uns voran,
Ein Riese war's, vor dem den Schlimmsten grauste.
Wir folgten, müde Bursche, bös zerzauste,
Ein jeder froh, daß er dem Sturm entrann,
Der, Unheil kündend, um die Häuser brauste.

Wir traten in ein ekles, enges Loch.
Drin lagen, drauf zum Schlaf sich hinzustrecken,
Für Obdachlose wurmzerfress'ne Decken.
Puh, wie das aussah, und puh, wie das roch!
Die Fäulniß quoll heraus aus allen Ecken.

Auf jeder Decke war für Zweie Raum.
Der Armenvogt verteilte rasch die Plätze:
„Ihr beide hier, ihr dort — flink — kein Geschwätze!
Ihr Hundesöhne, ihr verdient's ja kaum,
Daß ich für euch mich in Bewegung setze."

Im Handumdrehn lag Alles ausgestreckt.
Schon wandte sich der Vogt, um fortzugehen,
Da sah er Zwei noch unbeweglich stehen.
Der Eine, seinen Wollkopf hochgereckt,
War braun wie Holz vom Nußbaum anzusehen.

Der Andre war ein Weißer, welk und fahl,
— Bald reif, so schien es, für den Schnitt der Parzen —
Breit das Gesicht, voll Pockennarben, Warzen.
Ihn traf der Blick des Vogtes wie ein Stahl:
„Was soll's? — Du legst Dich neben diesen Schwarzen!"



„Ich? niemals!“ brüllte fauchend jener. „Nie!
Wenn ich mich jetzt auch wie ein Maultier quäle,
So schlaf' ich doch, Gott schütze meine Seele,
Im Leben nicht bei solchem stink'gen Vieh!“
Da springt der Schwarze jäh ihm an die Kehle.

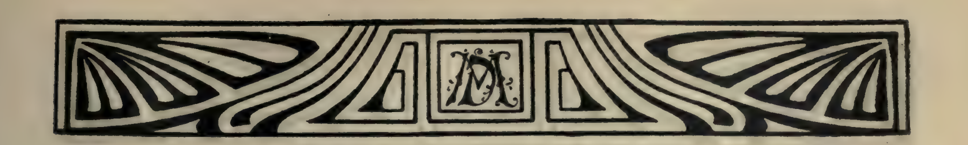
Ein toller Kampf, ein tierisch rohes Schrein!
Geschlagen wird, gestoßen und gebissen.
Jetzt hat der Vogt dazwischen sich geschmissen.
Gleich einem Beil fährt seine Faust darein,
So hat er auseinander sie gerissen.

Fragt mir nicht nach!

Fragt mir nicht nach! Im Zorn bin ich gegangen
Von Allem, was die Heimat Liebes gab.
Der Meinen müd' griff ich zum Wanderstab,
Um in der Fremde Frieden zu erlangen.

Ich fand ihn nimmer, Wind und Wellen schlangen,
Mich in die Tiefe, in den Schlamm hinab,
Nach Menschen lernt' ich hungern und ich hab'
Wild aufgeschrien: Wer trägt nach mir Verlangen?

Dann kam ein Tag, ich durfte ruh'n und rasten
Am warmen Herde, weiche Hände faßten
Mich freundlich an. Kurz war der Traum. Voll Schmach
Verstießen mich, die Treue mir geschworen.
Sei's drum! — Ich hab' nur Euch, nicht mich verloren,
Ich weiß allein zu geh'n — fragt mir nicht nach!



Topina Bay.

Blätter aus dem Urwald.

Gewehr im Arm steh' ich am Waldessaum,
Die Jagdgefährten haben sich verzogen.
Sie ließen mich allein, sie mochten kaum
Erhoffen, daß das Jagdglück mir gewogen.

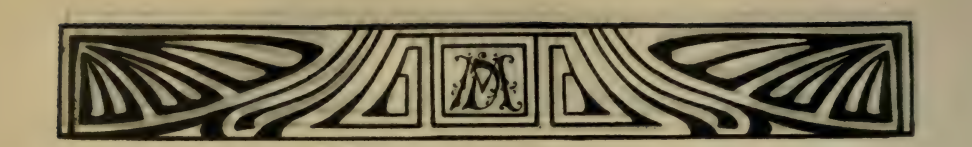
Schneeflocken fallen nieder dicht und sacht,
Ich bin hier wie verwaist und wie verloren.
Auch trieb ich immer nur die Menschenjagd,
Die frommen Tiere ließ ich ungeschoren.

Was soll ich hier? Mich reizt das Schießen nicht,
Ich werde schwerlich einen Hasen jagen.
Mir klingt durchs Herz wehmütiges Gedicht,
Das ich seit Jahren schon in mir getragen.

So will ich denn zum Haus des Gastfreunds ziehn,
Um das im Herbst die Wellen grollend schäumen,
Dort, zwischen Wald und See, will am Kamin
Von alter Lust, von jungem Leid ich träumen.

Ich schaue in die Flammen. Wie sie sprühn!
Wie märchenhaft die Buchenscheite knistern:
Jetzt sehe ich im Frührot Gärten blühn.
Jetzt höre ich verklung'ne Lieder flüstern.

Mein alter Gastfreund schlief im Sessel ein,
Auch meine Seele senkt die müden Schwingen,
Auch mich umhüllt bald sanfter Dämmerschein,
Da kommt Anita, Glühpunsch mir zu bringen.



Anita, Mischblut Du! Indianerin
War Deine Mutter, doch der Vater stammte
Von jenem Sand, wo ich zu Hause bin,
Von jenem Sand, den unser Gott verdammte.

Landsmännin fast, Du blickst mich lächelnd an,
Ein leises Rot huscht über Deine Wangen,
Ich neige mich ganz nah' zu Dir heran,
Schon halt' ich Dich in scheuer Glut umfangen.

Ein Kuß? — — So nimm denn Schicksal deinen Lauf!
Was warfst Du, Mädchen, mir ins Herz den Brander?
Da stöhnt der Alte plötzlich heftig auf —
Zwei Schuldbewußte fahren auseinander.



Schläger und Besen.

Auf die Mensur! Die Klingen bindet! los!
Spähenden Augs, den Leib zurückgebogen,
Steh' ich; rings raunt es: Hochquart angezogen,
Terz — Streicher — Terz — der Fuchs schlägt sich famos.

Ein Blutiger! halt! 'ne kleine Schramme blos,
Doch drüben ist ein Lappen hochgeflogen
Grad aus der Stirn, Blut spritzt in hellen Wogen
Und meiner Bundesbrüder Lust ist groß.

Der Gegner wird verbunden, Pflaster flink
Mir aufgeklebt, dann nach Mariaspring,*)
Dort wartet Laura mein, das süße Ding.
Zum Walde geht's, die Lippe hascht verwegen,
Krach schnarrt der Wecker mir: „Steh' auf!" entgegen.
Schnell aus dem Bett, den Bar Room**) reinzufegen.

*) Reizendes Dörfchen in der Nähe Göttingens.
**) Das Schankzimmer.


Vom
großen Kampf





Losung.

Kampf heißt die Losung dieser stolzen Zeit.
Wo Herrscher knechten, Unterdrückte klagen,
Wird überall die große Schlacht geschlagen;
Wer wahrhaft Mensch sein will, steht kampfbereit.

Um den Besitz der Erde wogt der Streit.
Der Knecht, der stets des Daseins Müh'n getragen,
Er wappnet sich, die Herren zu verjagen,
Frei will er sein, durch eigne Kraft befreit.

Für diesen Kampf ist keiner zu gering.
Hier kann ein jeder sich als Held erzeigen,
Ob nie ein Schwert ihm auch zur Seite hing.
Hier soll ein jeder mit erhob'nem Haupt
Sich jauchzend dreh'n im wilden Kampfesreigen,
Bis seiner Waffen ihn der Tod beraubt.

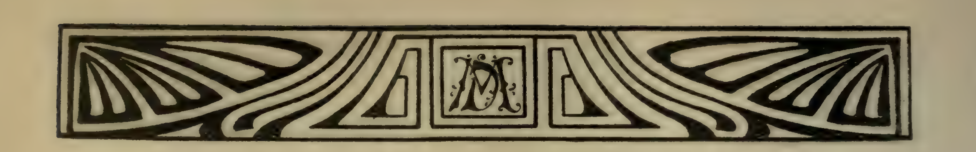


Zukunft.

Ein Buch der Könige ist die Geschichte
Der Völker bis auf diesen Tag gewesen.
Auf blutgetränkten Blättern steh'n zu lesen
Erobrer-Namen, Hof- und Kriegsberichte.

Einst aber steigt die Menge zu Gerichte
Und fegt die Mächt'gen aus mit scharfem Besen,
Dann hebt, vom Druck des Herrentums genesen,
Die Welt sich stolz empor zu hellem Lichte.

Schon glüht voll Kraft ein mutiges Geschlecht
Für eine Freiheit, gleiches Glück und Recht,
Und keine Macht kann diese Gluten dämpfen.
In ihnen stirbt einst jeder Völkerzwist.
Heil dir, daß du ein Spätgeborner bist,
Den Einheitkampf der Menschheit mitzukämpfen.



Der Kinderkreuzzug.

Sarah Kleinschmidt zu eigen.

Kinder, tausende an der Zahl,
Ziehn durch die staubigen Gassen,
Kinder — mir lacht das Herz jedesmal,
Seh' ich sie tollen in Massen.

Doch was ist das? Kein lustiger Ton
Tönt aus dem Haufen der Kleinen —
Wie 'ne Karfreitags-Prozession
Will ihr Zug mir erscheinen.

Freilich, sie schauen so eigen aus,
Barfuß die meisten gehen;
Mit deren Eltern muß es zu Haus
Grad nicht am besten stehen.

Flicken tragen sie alle am Kleid,
Rechtes Elendsgelichter.
Und, so jung sie, das Herzeleid
Spricht aus dem Grau der Gesichter.

Was ist da los? Du weißt es nicht?
Warte, daß ich's dir sage:
Diese Kinder halten Gericht
Ueber die Schmach unsrer Tage.

Vater daheim ist ohne Brot,
Ist an den Streik gegangen,
Mutter weint sich die Augen rot,
Weint sich bleicher die Wangen.

Vater wollte nicht länger der Gier
Reicher Protzen bloß leben,
Mutter sagte: „Ich halte zu Dir
Ohne Zagen und Beben.



„Und will auf Erden gar nichts mehr
Recht zu Recht werden lassen,
Schicken wir unser Kinderheer
Auf die staubigen Gassen.

„Ihre Gesichter, des Lachens bar,
Mit den hungrigen Blicken,
Zeigen sollen sie sonnenklar,
Wie wir im Elend ersticken.

Aus den Gesichtern, des Lachens bar,
Soll zu den Drängern es sprechen:
Wir, erwachsen zur Riesenschar,
Werden die Eltern rächen.“

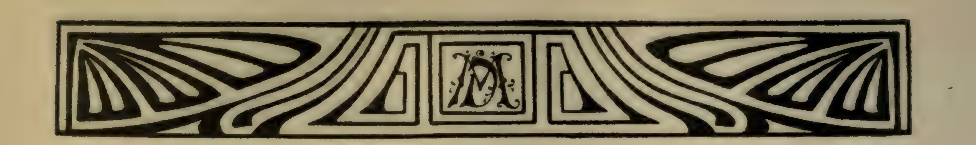


Arbeitertag.

Das Kapital hält Heerschau. — Die Parade
Vollzieht sich mit gewohnter Ehrbarkeit.
Manch' braver Arbeitsmann im Sonntagskleid
Marschiert dahin voll Eifer, stramm und grade.

Ein Fest, beschert durch des Gesetzes Gnade —
Dem, der ihn hört, den Ruf der neuen Zeit,
Dem wird das Herz fürwahr nicht warm noch weit,
Freut sich sein Volk auf vorgeschrieb'nem Pfade.

Der träumt von einer andern, höhern Feier.
Der sieht die stolzen Scharen froher, freier
Vollmenschen tummeln sich in Flur und Hag.
Da drückt kein Joch. Zum Menschheitglück verbunden,
Hat sich voll Schaffenslust die Welt gefunden.
Da strahlt der Arbeit echter Ehrentag.



Götzen-Dämmerung.

Wie Hexensang durchrauscht Musik den Saal,
Im tollen Reigen schwenken sich die Paare,
Auf reichen Tischen grüßt ein Göttermahl,
Zum Rausche lockt der Wein, der sonnenklare.
Schwül geht die Luft — im Fieber rast das Blut —
Wie die Begierden schamlos sich entschleiern!
Es gilt ja auch, entfacht von letzter Glut,
Ein allerletztes Lebensfest zu feiern.

Die hohen Bogenfenster sind verhängt
Mit seidnen, golddurchwirkten Purpurdecken;
Doch ob es Manchen sie zu lüften drängt,
Er weicht zurück davon in blassem Schrecken.
Er wagt es nicht, ins Land hinauszuschau'n,
Er weiß: Es stürzt die stolze Pracht zusammen,
Die Schwelger überschüttet Qual und Graun,
Sobald des Tages erste Lichter flammen.

Denn an die Tore pocht der rote Tod;
Aus düsterm Abgrund sind heraufgestiegen
Die Namenlosen, die trotz schlimmster Not
Jahrhundertlang in scheuer Ehrfurcht schwiegen.
Das ist vorbei! Sie wollen, durstgeplagt,
Sich endlich laben an des Lebens Bronnen,
Sie wollen, stets durch Finsternis gejagt,
Sich endlich an dem Glanz der Freude sonnen.

Sie kennen kein Erbarmen. Allzu voll
Hat sich ihr Herz mit bitterm Haß gesogen,
Zu mächtig zürnt den Tronenden ihr Groll,
Die um ihr Glück bis dahin sie betrogen.
Sie zahlen blutig heim ihr schweres Leid.
Dröhnt nicht ihr Schritt schon auf den Marmorstufen?
Noch nicht — noch nicht — es ist noch immer Zeit,
Ein „Hoch die Lust!" sich gellend zuzurufen.



Zu wüstem Taumel wächst die tolle Gier.
Wie Mann und Weib sich voller Wut umschlingen!
Der stolze Götze wird zum blöden Tier
— Da tönt es schrill wie einer Saite Springen.
Dann jähes Schweigen — Waffenklirren drauf,
Die ersten Morgenstrahlen sind erglommen,
Des Saales Türen fliegen kreischend auf,
Die Götzendämmerung, sie ist gekommen.

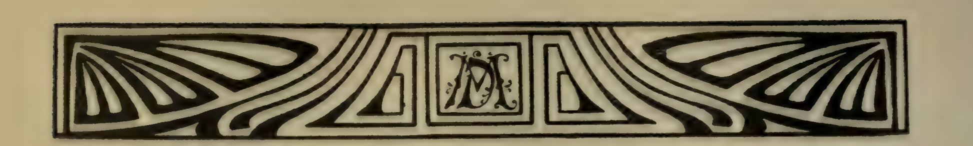


Ich dien'!

Wie klingt es falsch, wie klingt es schlecht,
Wie brandmarkt es als feigen Knecht,
Den, der mit scheuer Mien',
Um sich als Biedermann zu seh'n,
Um in der Mächt'gen Gunst zu steh'n,
Um wohlgenährt einherzugeh'n,
Demütig spricht: Ich dien'!

Wie klingt es stolz, wie klingt es echt,
Wie mahnt es an ein frei Geschlecht,
Des Wege aufwärts zieh'n,
Wenn Der, der den Erlöser Geist,
Den Geist des Lichts dem Sklaven preist,
Daß seine Ketten er zerreißt,
Kampfgläubig ruft: Ich dien'!

Ich dien'. Ja, bis von Mammons Macht,
Von finstrer Priester Niedertracht,
Vom letzten Hermelin
Die Welt befreit ist, kling' es laut
Von jedem, der dem Licht vertraut:
Dir, Zukunft, die einst allen blaut,
Dir schwör' ich zu: Ich dien'!



Rebellentod.

1500

Im Frührot glimmen
Erker und Tor —
Bewaffnete klimmen
Den Wall empor.
Jetzt ist er erstiegen,
Die Burg liegt frei,
Nun mag er fliegen,
Der wilde Schrei:
Spieß voran!
Drauf und dran!

Frisch auf zum Tanze,
Du edler Graf!
Die Axt, die Lanze
Weckt dich vom Schlaf.
Nicht mehr Bedränger
Wirst du uns sein,
Schändest nicht länger
Die Mägdelein.
Spieß voran!
Drauf und dran!

Ja, du bist edel
Doch nicht dir zum Heil.
Auf deinen Schädel
Saust nieder mein Beil,
Von meinen Händen
Rieselt dein Blut.
Wir sehn dich verenden —
Hei, tut das gut.
Spieß voran!
Drauf und dran!

Jetzt, brecht den Kerker,
Plündert das Schloß —
Da hoch vom Erker
Zischt ein Geschoß,
Wirft mich zu den Trümmern,
Bringt mir den Tod —
Laßts euch nicht kümmern,
Hört mein Gebot:
Spieß voran!
Drauf und dran!

1900

Im Winkel hockt er, kaum noch Haut und Knochen.
Welk ist sein Antlitz, welk vom Lebensjammer,
Dünn ist sein Kleid und dürftig seine Kammer,
Vor der ein hagrer Schnitter lauscht seit Wochen.

Es träumt der Greis, wie keck er einst versprochen,
Den Mächtigen ein Schnürstrick, eine Klammer,
Dem Volke aber Schwert zu sein und Hammer,
Und wie der Kerker seine Kraft gebrochen.



Da, horch, Musik — sie kommen ihn zu feiern,
Ihm endlich Dank zu spenden nach Gebühr.
Er wankt ans Fenster — durch die Straßen schreitet
Des Königs Heer, umjauchzt von müß'gen Schreiern.
Wirr lacht der Alte auf — er taumelt, gleitet —
Der hagre Lauscher öffnet rasch die Tür.



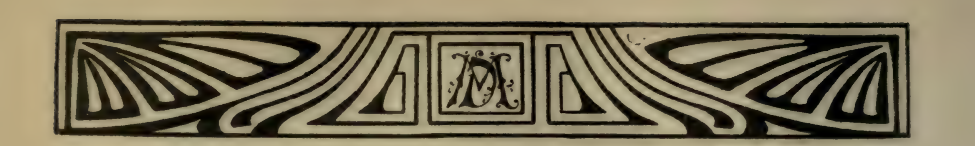
Das Weib des Rebellen.

(Zu Meuniers Gruppe im Chicagoer Kunstmuseum.)

Haß gegen Alle starrt aus Deinen Blicken,
In kampfbereitem Trotze stehst Du da.
Du zagst nicht mehr vor Menschen noch Geschicken,
Seitdem das Fürchterliche Dir geschah.
Der Liebste fiel, Du sahst ihn jäh erbleichen,
Zu Deinen Füßen sank er sterbend hin .
Eins konnt' er noch: Dir seine Waffe reichen.
Du nahmst sie, Du wirst seine Rächerin.

Sie mögen kommen, sie, die für die Großen
Sich schlachten lassen, für den Götzen Staat.
Du wirst in heißem Haß d e n niederstoßen,
Den Ersten, der sich Deinem Toten naht.
Blut fordert Blut. Sie raubten Dir den Gatten,
Verfinstert ist für Dich fortan der Tag,
Drum gegen sie, die kein Erbarmen hatten,
Führst Du erbarmungslos jetzt Stoß und Schlag.

Du wirst des Liebsten Leib vor'm Feind bewahren,
Du wirst ihn betten unters grüne Gras,
Dann lebst in langen, freudeleeren Jahren
Du Deinem Schmerz allein und Deinem Haß.
Doch wenn des Aufruhrs Hörner wieder gellen,
Den Mächt'gen schreckend aus bequemer Ruh,
Ergreifst die Waffe Du, Weib des Rebellen,
Steigst wieder auf die Barrikade Du.



Ein bischen Brot.

Wir mühen uns, als wären wir verdammt,
Die Sünden schlimmer Ahnen abzubüßen,
Als klirrte, tiefem Höllenpfuhl entstammt,
Ein Eisenring an Händen uns und Füßen.
Wir mühen uns den langen, harten Tag,
— An unsrer Seite das Gespenst, die Not —
Als fürchteten wir ewig Peitschenschlag,
Und alles um ein bischen Brot.

Wir wissen wohl: die Welt, o, sie ist reich,
Mit ihren Schätzen Jeden zu beglücken,
Wir aber, ausgestoßnen Sklaven gleich,
Wir schaffen abseits mit gekrümmten Rücken.
Wir wissen, wie der Reiche sich ergetzt,
Wie jede Lust in seinem Hause loht —
Wir aber sind geschunden und gehetzt,
Und alles um ein bischen Brot.

Warum? Warum? „Es muß nun mal so sein,"
So lehren uns die weltgewandten Pfaffen,
„Die Einen wurden für den Sonnenschein,
Die Andern für die Dunkelheit geschaffen."
Wir haben halt das schlechtre Teil erwählt.
Uns drückt die Nacht, die ohne Morgenrot,
Wir mühen uns, von jeder Pein gequält,
Und alles um ein bischen Brot.

Zuweilen sehen wir im Traum ein Bild,
Das uns erhebt zu stolzen, starken Riesen.
Wir schauen einen Quell, der allen quillt.
Wir sehn die Erde Allen zugewiesen.
Wird dieser Traum zur Wahrheit einmal doch?
Wir wissen's nicht, wir spüren nur die Not,
Wir spüren nur das ewig gleiche Joch —
Und alles um ein bischen Brot.



Abendtraum.

Endlich wieder beisammen
Nach des Tagwerks Mühn
Starren wir in die Flammen,
Wie sie rauschen und sprühn.
Jetzt, in seltsamen Bildern
Lodern und leuchten sie;
Sag, was wollen sie schildern,
Unsere Zukunft, Marie?

Sieh: Ein Saal, der die Menge
Kaum beherbergen kann.
Aus dem Gewirr, dem Gedränge
Hebt sich ein finsterer Mann.
Machtvoll spricht er vom Rechte,
Das die Natur verlieh.
Zürnend schilt er uns Knechte —
Hörst du die Stimme, Marie?

Nun, gleich wildem Orkane
Brausen die Massen hinaus,
Blutrote Freiheitfahne
Flattert mahnend voraus.
Hinter ihr drängen und wallen
Tausend und tausend, die
Stolz sind, zu kämpfen, zu fallen,
Wir mit ihnen, Marie.

Hoch auf den Barrikaden,
Qualm- und dunstumhüllt,
Stehen wir, zwei Kameraden,
Die ein Sehnen erfüllt.
Laß die Geschütze nur krachen!
Ich und Du — da, wie
Auge in Auge wir lachen,
Trifft uns die Kugel, Marie.



Schulter an Schulter — — durchs Zimmer
Leises Seufzen zischt.
Noch ein letztes Geflimmer,
Und die Flamme erlischt.
Was aus ihr gesprochen,
Unser Schicksal wird's nie:
Müde, vom Leben gebrochen,
Welken wir beide, Marie.



Pfui, wie gemein!

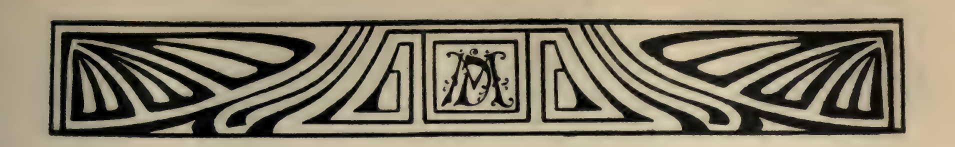
Auf offner Straße ward sie aufgegriffen,
Grad, als sie feilbot ihren welken Leib.
Zuerst hat sie gekratzt, gehau'n, gebissen,
Dann hat gewinselt und geflennt das Weib.

Natürlich ganz umsonst! Die braven Wächter
Der Sittlichkeit, sie kennen ihre Pflicht.
Sie schleppen furchtlos den Gesetzverächter,
Der ihrem Arm erreichbar, vor Gericht.

Sie nahmen die Ertappte in die Mitte,
Die weigerte und wehrte sich nicht mehr.
Sie folgte stumpf mit müdem, schwanken Schritte,
Die Menge schrie und johlte hinterher.

Dem Schwarm vorüber fuhr ein feiner Wagen,
Drin saß ein Dämchen, festlich aufgeputzt,
Bei ihr ein alter Herr, von Zechgelagen
Und andern Scherzen gründlich abgenutzt.

Das Dämchen schaute auf den rüden Haufen.
Es sah die Sünderin. Nein, rief sie, nein!
Vor allen Leuten frech sich zu verkaufen
Und dann zur Polizei — pfui, wie gemein!



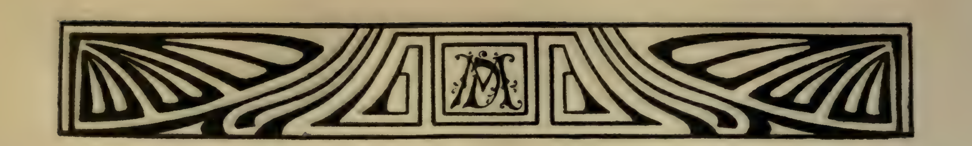
Die Hungerfahne.

Nicht Trommelklang noch Paukenschlag,
Sie ziehn in ernstem Schweigen,
Am düsteren Novembertag
Ihr düstres Leid zu zeigen.
Kein Wort tut ihre Wünsche dar;
Nur daß den Weg sie bahne,
Weht vor der langen, stummen Schar
Die schwarze Hungerfahne.

Das sind die Weber von Lyon,
Sie spannen rastlos Seide:
Zu Nutzen dem Finanzbaron,
Sich selbst zu bitterm Leide.
Jetzt tragen sie die Qual nicht mehr.
Jetzt naht, auf daß es mahne
Ans Recht den Herrn, ein bleiches Heer
Mit schwarzer Hungerfahne,

Ein Sturmwind rauscht. Entsetzen faßt
Die Satten, Stolzen, Reichen,
Sie suchen voller Furcht und Hast
Den Rächern zu entweichen,
Sie fliehn. Der kecke Streich gelang.
Am Stadthaus vom Altane
Weht sie jetzt, die den Sieg errang,
Die schwarze Hungerfahne.

Die schwarze Fahne — seht ihr die
Nicht auch in unsern Tagen?
Wird nicht auch heut' wie einstmals sie
Dem Volk vorangetragen?
Wo man dem Knecht das Licht verhängt,
Daß er kein Frührot ahne,
Hebt sich, von finstrer Schar umdrängt,
Die schwarze Hungerfahne.



Wo um verruchten Goldgewinn
Den Armen Reiche schinden,
Da werdet ihr die Mahnerin,
Die stumme Zeugin finden.
Sie führt zum Kampf. Doch wenn befreit
Die Welt vom Klassenwahne,
Sinkt in ihr Grab für alle Zeit
Die schwarze Hungerfahne.



Wir fordern mehr.

Wir wollen Brot! Bescheidene Geschlechter
Begnügten sich, wenn in erregten Tagen
Des Aufruhrs Banner ward voran getragen,
Fürs liebe Brot zu stehn als wackre Fechter.

Wir aber, die wir gründliche Verächter
Der Demut sind, wir Ungestümen schlagen,
Glaubt man zufrieden uns bei vollem Magen,
Ein lautes Lachen an, ein Hohngelächter.

Wir fordern mehr. Wir ahnen, was das Leben
Vermag an Lust, an Glanz und Glut zu geben.
Uns lockt es nicht, das Glück der satten Herde.

Wir wollen alles, was erfreut, genießen,
Das Reich der Kunst, des Wissens uns erschließen.
Wir fordern für uns keck die ganze Erde.



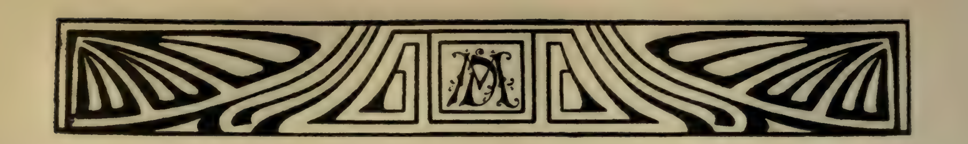
Zwei Könige.

Im Prunkgemach der König sitzt,
König Jakob, Englands Gebieter,
Sein Antlitz flammt, sein Auge blitzt,
Verzückten Geistes sieht er
Die Zeit, die heißersehnte nah'n,
Da die, die vom Papste sich wandlen,
Aufs Neue der Kirche untertan:
Die Ketzer, die Protestanten.

Er hört in Sankt Peters mächtigem Dom
Die Jubelhymnen schallen,
Er sieht nach Rom, nach dem ewigen Rom
Auch Englands Völker wallen.
Er sieht, wie mit kirchlich gläubigem Sinn
Sie beichten und Messe hören.
Kein Ketzerpriester darf fürderhin
Das Herz des Volkes betören.

Ein wilder Taumel den König faßt,
Es duldet ihn nicht in der Enge.
Aus dem Prunksaal eilt er in stürmischer Hast.
Durch des Schlosses verschlungene Gänge
Hin zum Altane schreitet er
— Da, wildes Singen und Lachen:
Von den Hellebardieren schallt es her,
Die sein Schloß und sein Leben bewachen.

Sie laben die Kehle an funkelndem Wein,
Er sandte ihn selbst den Trabanten,
Um ihrer Treue sicher zu sein
Gegen die Protestanten.



Sie haben ein Feuer angefacht,
Sie lagern singend im Kreise,
Und es rauscht hinaus in die düstere Nacht
Die düstere Ketzer-Weise:

> Ihr Brüder, laßt wandern das Glas in der Rund'!
> Tod und Verderb jedem päpstlichen Hund!

Im Prunkgemach der König sitzt,
König Mammon, der Erde Gebieter,
Sein Antlitz glänzt, sein Auge blitzt,
Hohnlachenden Mundes sieht er
Die weite Welt vor seinem Tron
In Demut hingesunken,
Sieht er sie jagen nach goldenem Lohn,
Vom Glanz des Goldes trunken.

Sieht er so Mann wie Weib sich mühn,
Seine Gnade zu erwerben,
Sieht er das ärmlichste Herz erglühn,
Für ihn zu leben, zu sterben.
Frohlockend schaut er ins Land hinaus,
Als müßte es ihm sich neigen,
Da tönt zu ihm ein wildes Gebraus,
Da klingt es so seltsam eigen.

Vor seines Schlosses Stufen ruhn
Gesellen im Arbeitskittel;
Sie rasten grade vom harten Tun
Und rasten zugleich vom Büttel.



Sie nehmen gemeinsam ihr dürftiges Mahl,
Um die Stufen gelagert im Kreise,
Sie singen in Haß, in Zorn und Qual
Eine wilde Rebellenweise:

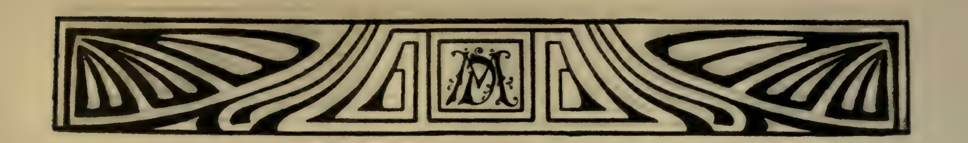
> Ihr Brüder, solange das Blut noch rollt,
> Tod und Verderb dem Satan Gold!

König Jakob starb, ein flüchtender Mann,
Seine Sippschaft ging zu Grunde.
König Mammon, Protzenkönig, wann
Schlägt d e i n e Sterbestunde?!

Wir protestiren.

Wir protestiren! Wie ein einz'ger Schrei
Durchhallt's den Saal in tausendfachem Grimme.
Wie Sturmflut rauscht sie gegen Tyrannei,
Im heil'gen Zorn, des Volkes Riesenstimme:
„Nicht länger tretet ihr uraltes Recht,
Euch frevelnd zu bereichern, mit den Füßen,
Und wenn ihr doch euch weiterhin erfrecht,
So werdet ihr's an eurem Leibe büßen!"

Wir protestiren! Wird der laute Schrei
Die Wirkung, die gewünschte, auch erzielen?
Wird hindern er fortan die Tyrannei,
Mit Volkes Wohl und Volkes Recht zu spielen?
Gewiß, er wird — er läßt, ein Donnerwort,
Des Volkes Feinde voller Furcht erbeben
— Sobald sie wissen, daß dem Ruf sofort
Des Volkes Fäuste eisern Nachdruck geben.



Unsere Toten.

Zum 1. November.

Geweihte Kerze in bebender Hand,
Das Herz verschüchtert, beklommen,
So knieen in schwarzem Trauergewand
An den Gräbern heute die Frommen.
Der Tag Allerheilgen, der Totentag
Hat sie zum Friedhof entboten.
Auch uns mahnt der Tag zur Feier, doch sag:
Wo schlafen sie, unsere Toten?

Wo sie schlafen? Im riesigen Massengrab,
Worin man die Kühnen gebettet,
Sie, denen der Haß die Waffe gab,
Für das Volk, das, entrechtet, gekettet,
Sich härmte unterm Tyrannendruck,
Zu folgen der Fahne, der roten —
Im Massengrab ohne Kreuz und Schmuck,
Da schlafen sie, unsere Toten.

Wo sie schlafen? In tiefem, finsterem Schacht,
In dem sie für And're gegraben,
Für And're das Erz ans Licht gebracht,
Bis die Erze verschüttet sie haben.
Wer sorgt für ihr Weib und wer sorgt für ihr Kind,
Für die vom Elend Bedrohten?
In den Schachten, die jählings verschüttet sind,
Da schlafen sie, unsere Toten.

Wo sie schlafen? O, weitab von der Stadt
In rohen, kunstlosen Särgen,
Die das Mitleid ihnen gegeben hat,
Um doch irgendwie sie zu bergen,
Sie, die das Schicksal so lange genarrt,
Bis sie verdarben, verrohten,
Da, wo man die Bettler zur Ruhe scharrt
Da schlafen sie, unsere Toten.



So sind sie über die Erde gestreut,
An allen Orten und Enden
Sind sie zu finden, an die wir heut'
Erinnerungsschwer uns wenden.
Doch nicht mit Gebet und frommem Spruch
Wie die Gläubigen, die Zeloten,
Nein mit einem Schwur, mit einem Fluch
Gedenken wir unserer Toten.



Ein Würfelspiel.

Die Erde glänzt und glüht im Frühlingsweben,
Mit leisem Kosen zieh'n die Morgenwinde
Ums graue moosbewachs'ne Haus zur Linde.*)
— Drin würfeln Zwei um eines Dritten Leben.

Entscheiden soll sich's, wer den Dolch erheben
Wird gegen den Verräter, daß die Binde
Vom Auge des betörten Volkes schwinde,
Daß durch des Einen Tod die Andern leben.

Die Würfel rollen hin mit dumpfem Klange,
Glutröte färbt des einen Spielers Wange,
Dann spricht er fest: „Er stirbt von meiner Hand."

„Ein Hoch der Freiheit! Sie wird mich entflammen."
Die Gläser tönen hell und klar zusammen —
Dann wandert seines Weges Ludwig Sand.

---

*) Zu Erfurt in der Schenke zur Linde würfelten an einem Frühlingsmorgen des Jahres 1819 der Jenenser Burschenschafter Karl Ludwig Sand und der Heidelberger Burschenschafter August Follen darum, wer von ihnen den russischen Spitzel Kotzebue, der für den heimtückischsten Feind deutschen Freiheitsstrebens galt, erdolchen sollte. Die Würfel entschieden für Sand. Am 23. März 1819 ermordete er den Verräther an der heiligen Sache der Freiheit, am 20. März 1820 wurde er hingerichtet.

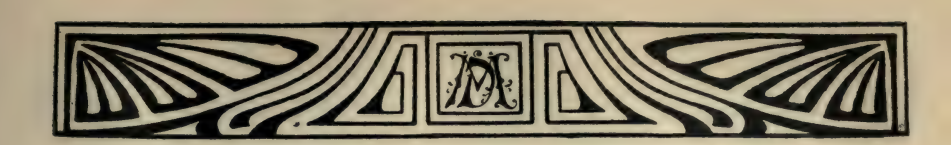


Christnacht.

Christnacht — ein schneidender, eisiger Wind
Fegt durch Straßen und Gassen,
Ungezählte, die elend sind,
Seufzen hungrig, verlassen:
„Jeder Weg zum Glücke versperrt!
Wehe uns Armen, wehe!"
— In der Kirche der Priester plärrt:
„Ehre sei Gott in der Höhe!"

Christnacht — die männermordende Schlacht
Ist zu Ende geschlagen,
Schauerlich hallen dahin durch die Nacht
Der Verwundeten Klagen.
Die Gesichter von Pein verzerrt,
Liegen sie, ganze Herden
— In der Kirche der Priester plärrt
Feierlich: „Friede auf Erden!"

Christnacht — geächtet, in Lumpen gehüllt,
Wandeln sie voller Bedrängnis;
In allen Ländern sind überfüllt
Armenhaus und Gefängnis;
Ueberall Opfer, ins Elend gezerrt
Vom Kampfe aller mit allen
— In der Kirche der Priester plärrt:
„Und den Menschen ein Wohlgefallen!"



Der Mann der Freiheit.

Kein Leichenfest wird ihm, kein Schaugepränge,
Wenn man den toten Leib der Flamme weiht.
Ein Abschiedsgruß und ein par Liederklänge
Sind sein Geleit.

So ziemt es sich für ihn, denn er, der Tote
Ein Mann des Volkes war er. Ohne Scheu
Stritt er für Alles, was sein Herz durchlohte,
Selbstlos und treu.

Er sah die Armen, Schaffenden als Knechte
Zu And'rer Wohlfahrt durch das Leben gehn,
Da trieb es ihn, für der Bedrängten Rechte
Im Kampf zu stehn.

Da hat er unermüdlich dreingeschlagen,
Wo er ihn traf, der Mächt'gen Lug und Trug.
Es war die Lust, der Freiheit Schwert zu tragen,
Im Lohn genug.

Kein Denkmal feiert ihn, doch wenn im Kreise
Die Rede geht, wer Liebe sich gewann,
Spricht Mancher nassen Auges von ihm leise:
Das war ein Mann.



Alltagsgeschichte.

Sie sah ihn an voll Zärtlichkeit und Harm,
Als endlich sie ein Heim gegründet hatten,
Und leise seufzte sie: „Wir sind so arm,
Bleibt Liebesglück nicht einzig treu den Satten?“
Da faßte er ganz sacht ihr schmal Gesicht
Mit seinen breiten, schwielenharten Händen:
„Du thöricht' Ding,“ rief er, „gräm' du dich nicht,
Sieh, diese Fäuste werden Brot uns spenden.“

Die Jahre gingen. Ein Stück Sonnenschein
Lag auf den billig eingekauften Sachen.
Durch enge Stübchen, schmuck und peinlich rein,
Klang Vaters Witz, klang helles Kinderlachen.
Und wenn ein neuer Zuwachs zappelnd schrie,
Die braune Käthe wußte sich geborgen.
Sie summte keck nach eigner Melodie:
„Zwei harte Fäuste werden weiter sorgen.“

Da kam er plötzlich heim am grauen Tag.
Auf seinem Angesicht stand schlimme Kunde.
Es traf das arme Weib wie Wetterschlag
Das Wort, das mühsam sich entrang dem Munde:
„Es ist vorbei; sie brauchen mich nicht mehr,
Ein Wink des Vormanns hat mein Tun geendet.“
Und auf den Tischrand fielen müd und schwer
Die Fäuste, die so lange Brot gespendet.

Aufs blanke Pflaster ward er vor der Zeit
Geworfen. Mag er einen Strick sich kaufen!
Wen kümmert eines Sklaven Herzeleid,
Wenn Jüng're um die Arbeit fast sich raufen?
So ging es ihm, so gings Millionen noch,
Und nimmer wird ein Tag des Heils erscheinen,
Eh' nicht, zu brechen Mammons Eisenjoch
Die schwielenharten Fäuste sich vereinen.



Zerbrecht die alten Tafeln!

Zerbrecht die alten Tafeln, drauf mit Blut
Geschrieben die Gesetze stehn!
Zerstört den Fluch, der auf der Menschheit ruht,
Laßt ihren lichten Tag sie sehn!

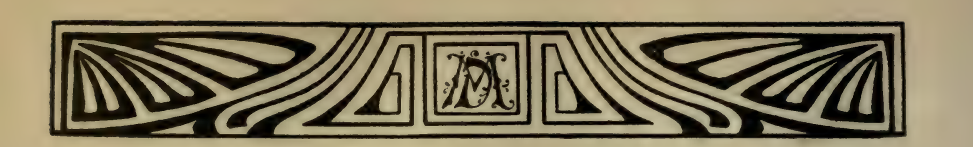
Zerbrecht die alten Tafeln und zerbrecht
Damit den tausendjähr'gen Wahn:
Es sei nach göttlich vorgeschriebnem Recht
Ein Mensch dem andern untertan.

Zerbrecht die alten Tafeln und zerschlagt
Die Satzung, unser aller Last,
Wonach der Eine sich im Staube plagt,
Indeß der Andre mühlos praßt!

Zerbrecht die alten Tafeln und befreit
Die Welt vom Joche, dumpf und bang,
In das zu bitt'rer Schmach, zu herbem Leid
Des Priesters Hand sie zwang!

Errichtet neue Tafeln! Schreibt das Wort
Darauf, das eine: Menschlichkeit!
Macht *sie* zur Führerin, macht *sie* zum Hort,
Ihr, die ihr wirklich Menschen seid!

Und wenn euch die Bedränger widerstehn,
Wenn sie verfolgen eure Reihn,
Weit besser dann: Im Kampfe untergehn,
Als alter Schande Sklave sein.



Sommerfest.

Klingt ein Lied im Sommerwind,
Lied aus Kindertagen.
In die Heimat blitzgeschwind
Hat es mich getragen:

Flimmernd hängt der Sonne Gold
Ueber Wald und Wiese,
Drauf ein lustig Völkchen tollt
Wie im Paradiese.

Selbst das allerjüngste Blut
Dreht sich keck und munter.
O wie kenn' ich sie so gut!
Bin ja selber drunter.

Dreh' mich wacker mit im Kreis,
Hör' die Großen lachen,
Und ein Alter schmunzelt leis:
„Werden sich schon machen."

Lang ist's her — viel Lust, viel Leid
Hab' ich ausgehalten,
Und ward selbst so mit der Zeit
Einer von den Alten.

Manche stolze Saite sprang
Unter rauhem Stöhnen,
Mancher lebensfrische Klang
Wird nie wieder tönen.

Aber wenn bei Sonnenglut
Alt' und Junge tollen,
Fühl ich heiß und rasch mein Blut
Durch die Adern rollen,



Schau den Kleinen zu voll Lust,
Lausch' dem Kinderlachen,
Und es klingt mir in der Brust:
„Werden sich schon machen.

„Werden ohne Furcht und Graun
Mutig vorwärts streben,
Werden ihren Pfad sich haun
Durch dies strupp'ge Leben.

„Was uns Alten blieb versagt,
Werden sie erringen,
Werden kühn und unverzagt
Zu den Höhen dringen.

„Sommerfest! Die Sonne bringt
Jede Frucht zum Reifen.
Laßt die Wünsche, leichtbeschwingt,
Bis zur Sonne schweifen!"

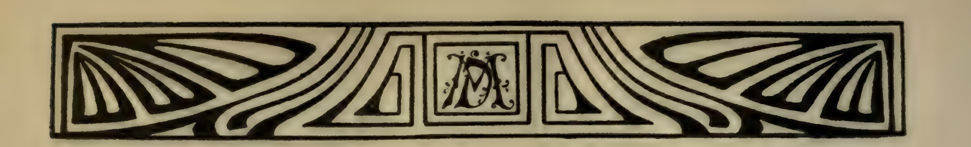


Sie wagen's nicht.

Sie wagen's nicht, sprach Danton stolzen Mutes,
Mich, der des Volkes Mann ich bin, zu greifen,
Und in die Hallen des Gerichts zu schleifen.
Dies Haupt, zu fest auf seinem Rumpfe ruht es.

Sie wagten's doch: Sie haben ihn gebunden,
Sie schleppten rücksichtslos ihn aufs Schafott,
Ihn, der der Menge wie ein Siegesgott
Erschienen war in heißen Kampfesstunden,

Sie wagen's nicht — so hat es stets geheißen,
Wenn eine Minderheit sich dreist verschwor,
Dem Volke seine Besten zu entreißen.
Und immer wagten sie's und werden's wagen,
Solang das Volk, ein blinder, feiger Tor,
Nur eine Gegenwehr hat: Dumpfes Klagen.



In der Gewitternacht.

Schweigen brütete in der Runde,
Bleiern drückte die Finsternis,
Als in dumpfer, banger Sekunde
Jäh der Wolkenschleier zerriß.

Durch die atemberaubte Stille,
Durch die sengende, dörrende Glut
Tobte, als wär's eines Rachegotts Wille,
Plötzlich der Elemente Wut.

Sturmwind heulte finstre Lieder,
Peitschte den Regen vor sich her,
Blutrot zuckten die Blitze nieder,
Donner grollten rauh und schwer.

Wie ein Kämpfer, ohne Erbarmen,
Zog das Wetter seine Bahn,
Würgte mit starken, zermalmenden Armen,
Als sollte das Ende der Erde nah'n.

Da, im wildesten Sturm und Regen,
Klang es auf einmal wie mahnender Schrei,
Scholl es dem Horchenden deutlich entgegen:
Auf, ihr Schläfer werdet frei!

Wagt es endlich, sie zu schlagen,
Eure Welterlösungs-Schlacht!
Machtvoll wird es für euch tagen
Nach durchkämpfter Gewitternacht.



Habemus papam.

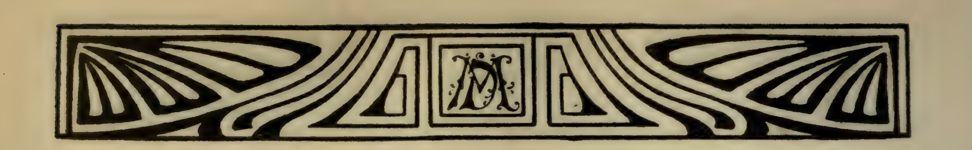
Habemus papam!*) Tausenstimmig klang's
Wie wildes Brüllen einer Riesenherde,
Und von des Vatikanes Stufen drang's
Durch alle Zonen dieser weiten Erde:
Ein neuer Papst hat Petri Stuhl bestiegen.
Die Kirche grüßt ein neues Oberhaupt.
Schon träumt von neuem Glanz, von neuen Siegen,
Wer an die Macht uralten Wahnes glaubt.

Habemus papam! Wieder darf als Gott
Ein Staubgeborner sich zu brüsten wagen,
Auf Menschenwürde häufen Schmach und Spott
Und der Vernunft ins bleiche Antlitz schlagen.
Unfehlbarkeit sei seinem Geist zu eigen,
So predigt keck, der stets den andern glich,
Und o des Jammers! Millionen neigen
In stumpfer Demut diesem Worte sich.

Habemus papam! Rasselt es da nicht
Von Ketten? Sprühen da nicht Feuergarben?
Habemus papam! Steigen zu Gericht
Die Ketzer nicht, die unter Martern starben?
Zeigt da nicht eine lange Reihe Denker
Von reinstem Streben, hochgemutem Sinn,
Nennt sie die Namen ihrer Würger, Henker,
Auf Christi schnöde Stellvertreter hin?

Habemus papam! Wird der Torenruf
Aufs Neue stets in dieser Welt erschallen?
Wird, was die Arglist schlauer Priester schuf,
Nicht einst vor der Vernunft in Staub zerfallen?
Noch will's nicht tagen. Doch ob Ungezählte
Sich heute drängen in Sankt Peters Dom —
Der Kampfmut, der in heißer Schlacht gestählte,
Er muß zum Siege führen gegen Rom.

*) Wir haben einen Papst. Der übliche Ruf, wenn die Papstwahl entschieden ist.



Wie's gemacht wird.

Sie ziehen, von Polizisten bewacht,
Auf daß sie nicht kommen zu Schaden:
Sie, die in feiger Niedertracht
Verrieten die Kameraden.

Sie ziehen schweigsam die Straße entlang,
Nicht wohl zu Mute ist ihnen:
Gesenkte Köpfe, ein schlotternder Gang
Und scheue Sträflingsmienen.

An den Ecken hat sich die Menge gestaut,
Die Kinder spucken und pfeifen.
Es flucht der Leutnant: Ein frecher Laut,
Und ich lasse zur Waffe greifen.

Es wachsen, es türmen sich Haß und Groll
Beim Anblick der Jammergesellen.
Das Maß des Unmuts ist übervoll:
Scabs — Scabs! hört man es gellen.

Ein Wink, ein Ruf, der Knüttel dringt
In die festgeschlossenen Glieder,
In wildem, tollen Takte schwingt
Er auf Kopf und Rücken nieder.

Ein Jammern, ein Aechzen, ein Stöhnen, ein Schrei'n!
Was kann das Alles nützen?
Der Knüttel fegt die Straße rein,
Er hat die Scabs zu beschützen.

Am Tag darauf, sobald er erwacht,
Liest schmunzelnd der Philister:
Der Pöbel hat wieder sich mausig gemacht,
Doch zurückgeworfen ist er.

Die wackre Polizei, sie hat
Maßvoll ihn fortgetrieben.
Die Ordnung, die heilige, ist in der Stadt
Wiederum siegreich geblieben.



Sie waren arm.

Sie waren arm und hatten sich zu lieb.
Drum ging es, wie es immer noch gegangen,
Wenn Eins zum Andern flüstert: Nimm und gib!
Wenn glutentflammte Leiber sich umfangen.
Die Rosen dufteten: Im Buchenhain
Wuchs höchstes Glück bei goldner Sterne Strahlen.
Der Schneesturm pfiff: Im engen Kämmerlein
Wand sich ein Weib in tausendfachen Qualen.

Sie waren arm. So blieben sie sich treu,
Wies auch die Welt auf sie mit schmutz'gen Händen,
Daß sie, die Unvermählten, weder Reu'
Noch Scham ob ihres dreisten Tuns empfänden.
Sie lachten drüber. Doch die Welt ist hart
Und läßt die Härte jeden Niedern spüren.
Es blieb den Beiden keine Schmach erspart,
Wohin ihr Dornenweg sie mochte führen.

Sie waren arm. Da gab es kein Entfliehn.
Gern hätten sie das Höchste hergegeben,
Ihr Kind in Luft und Sonne großzuziehn;
Sie mußten kämpfen um das nackte Leben.
Die Sorge saß an ihrem Bett und Tisch
Und salzte ihnen ihre magern Speisen.
Wie'n Traum erschien es, daß sie keck und frisch
Entwichen einst von ehrsamen Geleisen.

Sie waren arm und blieben es bis heut.
Wozu das trübe Lied noch weiterspinnen!
Ob es die Beiden jemals hat gereut,
Gefolgt zu sein den allzu heißen Sinnen?
Ich weiß es nicht. Mir zeigt nur dann und wann
Ihr ödes Heim sich, ihre dürft'ge Habe,
Dazu ein welkes Weib, ein stumpfer Mann
Und ein vom Elend blasser, scheuer Knabe.



Denkt Colorados!

Zum 4. Juli.

Sie feiern wieder ihren großen Tag,
Den Tag, an dem das Volk sich einst erhoben.
Die „Cracker“ prasseln nieder, Schlag auf Schlag,
Dazwischen Hurrah-Schreien, wildes Toben.
Mir krampft das Herz empört sich in der Brust,
Hör' ich den wüsten Jubel mich umtönen —
Sind diese Narren gar nicht sich bewußt,
Wie sie sich selbst mit ihrem Feste höhnen?

In Colorado hält der Meuchelmord
Den spitzen Dolch zum Todesstoß geschwungen.
Kein Tag verging, kein Tag, wo nicht von dort
Des Schreckens Kunde durch die Welt gedrungen.
Der Priester, der Soldat und Mammons Sohn
— Die wohlbekannte, heiß verfluchte Dreiheit —
Sie sprechen jedem Recht des Volks dort Hohn,
Und ihr, ihr feiert dieses Landes „Freiheit“!

Ihr habt kein Recht dazu, so lange noch
In Colorado Henkerknechte schalten,
So lange Bestien dort in Zwang und Joch
Des Volkes beste, frei'ste Männer halten.
Wenn ihr, der Väter würdig, euch erkühnt,
Das Land zu säubern von den gier'gen Geiern,
Und Colorados Schande blutig sühnt,
Dann mögt ihr euren Vierten Juli feiern!



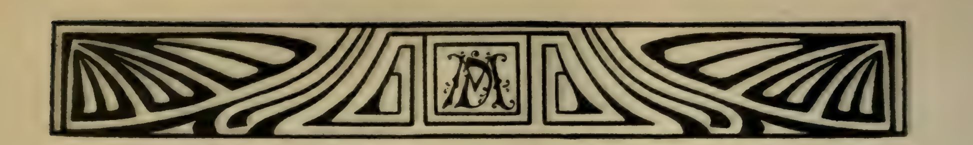
Freiheit oder Tod.

Die Grenze ist erreicht. Der Bahnzug hält.
Kommandoruf ertönt, scharf und verbissen,
Rasch werden aus den Wagen auf das Feld
Des Zuges Insassen herausgeschmissen:
Gebräunte Proletarier — ihr Gesicht
Zeigt, daß sein Leben lang sich Jeder plagte —
Die Unionmänner, die das Blutgericht
Der Minenlords aus Colorado jagte.

Sie stehn im Kreis, sie schaun sich schweigend an,
Der denkt des Weibs, der träumt von seinem Kinde.
Da schwingt sich einer, ein bejahrter Mann,
Auf einen Stein. Sein Haar fliegt wirr im Winde,
Die bleiche Wange glüht, das Auge loht,
Als wollte es den Feinden Blitze senden.
„Gebt mir die Freiheit oder gebt mir Tod!"
Ruft er voll Kraft mit hochgereckten Händen.

Sein Ruf verhallt! Längst ist der Zug dahin.
Sein Ruf verhallt — o Jammer — auch im Lande.
Es trägt der Arbeitsmann mit dumpfem Sinn
Zu mancher alten diese neue Schande.
Er dient dem Herrn, durch den er Heim und Brot
Erwirbt, getreu zu dessen Wohlgefallen.
„Gebt mir die Freiheit oder gebt mir Tod!"
Der Ruf dünkt ihm ein kindisch tolles Lallen.

Doch nicht für immer — kommen wird die Zeit,
Wo auch die Zahmen an den Ketten rütteln,
Wo sie sich rüsten zum Verzweiflungsstreit
Mit allen, die da herrschen, knechten, bütteln.
In jedem Staate treibt die grimme Not
Die Ausgeplünderten, sich zu erheben.
„Gebt uns die Freiheit oder gebt uns Tod!"
Auf allen Lippen wird der Ruf einst schweben.



Dann fegt das Schwert vom Elend rein die Welt,
Dann wird das Schwert das Joch der Knechtschaft brechen,
Das Volk der Arbeit wird, ein Siegesheld,
Die Unionmänner Colorados rächen.
Da rauscht's, wo immer ein Bedränger droht,
Wie Frühlingssturm, wie aufgepeitschte Wogen:
„Für uns die Freiheit und für dich den Tod,
Der du so lange schamlos uns betrogen!"



Auferstehung.

Sieg kündend zieht der Herold Sturm durchs Land,
Bald wird die Welt dem jungen Lenz zu eigen,
Bald werden sich die ersten Veilchen zeigen,
Bald prangt die Flur im grünen Festgewand.

Und wie des Winters herbe Kälte schwand,
Will's aus der Brust gleich Frühlingsrauschen steigen,
Regt eine Stimme sich nach langem Schweigen:
„Nun weicht der Kummer, den dein Herz empfand.

„Nun kann kein niedrer Haß noch Neid dir schaden,
Nun wirst im Lichte du gesund dich baden
Und jugendfrisch der Seele Schwingen regen.

„Auf blum'gen Pfaden wirst du vorwärts schreiten,
Die Hoffnung und das Glück zu deinen Seiten,
Dem Staub, der Qual enflohn— den Höh'n entgegen."



Sancta Simplicitas!

Der Scheiterhaufen brannte, emsig trugen
Die Mönche und die Weiber Holz herbei,
Daß wild die Flammen um das Opfer schlugen,
Den Mann am Marterpfahle, doch kein Schrei
Entquoll dem Ketzer. Ruhig stand er, blaß,
Zwei Worte sprangen von dem Mund, dem klugen:
Sancta Simplicitas.*)

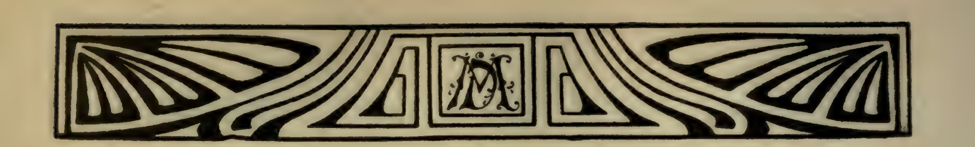
Ja, heil'ge Einfalt, die auf Scheiterhaufen
Die ew'ge Wahrheit zu verbrennen glaubt,
Du hast kein Glück mit deinen Feuertaufen,
Wie oft du auch durch sie die Welt beraubt.
Dein Dolch zerbricht; dein Gift versagt; kein Haß,
Kein Wutgeheul kann dir den Sieg erkaufen,
Sancta Simplicitas.

Noch stehst du aufrecht, noch läßt du erschallen
In deinen Kirchen deinen Lobgesang,
Doch immer öder werden deine Hallen
Und immer müder tönt der Glockenklang.
Die Welt geht vorwärts ohne Unterlaß,
Noch starb ein jeder Gott, auch du wirst fallen,
Sancta Simplicitas.

Und magst du dein heut' selbst Millionen nennen,
Die willenlos sich beugen deinem Bann,
Die auf den Knieen an Altären flennen —
Du zündest keine Scheiterhaufen an.
Der letzte Holzstoß flammt von unserm Haß,
Der Holzstoß ist's, auf dem wir dich verbrennen,
Sancta Simplicitas!

---

*) Sancta Simplicitas — o heilige Einfalt — Johann Huß soll das Wort gerufen haben, als sie ihn in Konstanz 1415 zur höheren Ehre Gottes verbrannten.



Zum Troste.

Wie mich der Groll, der Unmut verzehrt,
Daß ich in diesen Tagen,
Statt mit blankem, sausendem Schwert
Meine Schlachten zu schlagen,
An die Stube, den Schreibtisch gebannt,
Worte nur schicken kann in das Land!

Durch die Welt klingt rauschender Siegessang
Vom Werden und Auferstehen,
In der Brust wacht glühender Sehnsuchtdrang,
Der Sonne entgegenzugehen,
Ins Feld für das Licht, für die Freiheit zu ziehn — —
„Die Feinde, sie wanken, die Feinde, sie fliehn."

Statt dessen muß ich im dunstigen Raum
Mein Tagewerk seufzend verrichten,
Lebendig wird mir mein Freiheitstraum
Allein in meinen Gedichten;
Nur Sänger, nicht Kämpfer darf ich sein,
Ein armes, bedrängtes Schreiberlein.

Und doch, wenn mein sturmdurchbraustes Lied,
Das der Freiheit, dem Lichte ich singe,
Nur Einem, begeisternd, die Seele durchzieht,
Zu greifen dereinst nach der Klinge,
Die den Niedern, den Armen, den Sklaven sich weiht,
Fühl' auch ich mich als Kämpfer im heiligen Streit.



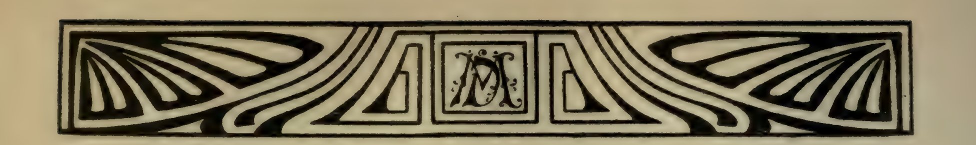
Zu alt mit 35 Jahren.

Tausend Mann auf die Straße geschmissen!
Tausend Arbeiter brotlos gemacht!
Ist eine Krisis eingerissen?
Haben die Tausend ans Streiken gedacht?
Nichts von Allem! Ihr Brot erraffen
Wollten sie ehrlich, wie klein das Gehalt,
Aber sie sind zu alt zum Schaffen:
Mit f ü n f u n d d r e i ß i g Jahren zu alt!

Freilich, mich dünkt, es nähme nicht Wunder:
Wie hier die Arbeit am Arbeiter saugt,
Würd' er schon vorher kraftlos wie Zunder,
Wär' er mit dreißig bereits verbraucht.
Doch jene Tausend — es tönt kein Klagen
Ueber ihr Nichtstun höhnisch und schrill;
Einziger Grund, sie davonzujagen,
Ist, daß man Jüngere haben will.

Fragt ihr: Was soll aus den Tausend werden —
Teufel, was geht das die Bosse* an!
Helfe Jeder sich selber auf Erden,
So gut oder schlecht er eben kann.
Mögen die Einen ins Zuchthaus wandern!
— Gar kein so übler Aufenthalt —
Mögen bettelnd stöhnen die Andern:
Mit f ü n f u n d d r e i ß i g Jahren zu alt!

*) Boß, Plural Bosse, soviel wie Herr, Unternehmer.



Waldheim.

Zum Gedächtnis der Opfer des 11. Novembers 1887.

Wär' ich zum Hüter eurer Gruft bestellt,
Ich würde euch die kurze Grabschrift schreiben:
„Hier ruht das Saatkorn einer neuen Welt,
Von hier aus wird ein Strom des Lichtes treiben."

Ich weiß: Ihr werdet machtvoll auferstehn,
Befreite Sklaven in das Land zu führen,
Das wir im Frührot vor uns schimmern sehn,
Die wir die Flammen der Empörung schüren.

Wie Männer kämpfen für das höchste Recht,
Wie Männer stolz für kühne Wahrheit sterben,
Ihr zeigtet es der Erde. Ein Geschlecht
Wird auf das andre euren Ruhm vererben.

Ihr weckt dereinst die Schläfer auf zur Tat,
Daß sie voll heil'gen Zornes sich erheben,
Um der von euch im Tod gestreuten Saat
Zu voller Reife Glut und Raum zu geben.

Sie alle scharen mutig sich zu Hauf,
Die um ihr Glück Betrognen, die Bedrängten,
Ihr aber zieht dem weiten Zug vorauf,
Ihr, die am Galgen schmachvoll Aufgehängten.

Ich sehe, wie die letzte Fessel fällt,
Ich sehe rote Freiheitrosen sprießen,
Ihr seid das Saatkorn einer neuen Welt,
Ein Strom des Lichts wird sich von euch ergießen.



Der Tag wird kommen.

Ein Elfter Novembersang.

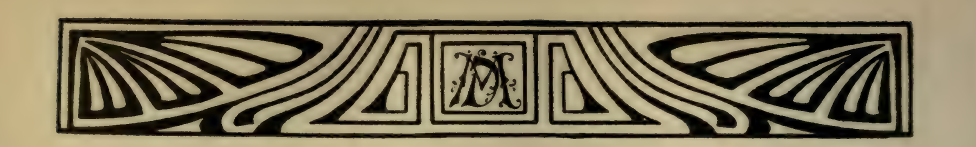
Der Tag wird kommen! Unser Schweigen wird*)
Machtvoller sich als unser Reden zeigen.
So sagtest Du und mutig, unbeirrt
Gabst Du dem Henker Deinen Leib zu eigen,
Und kühn wie Du, ist Deine kleine Schar
Mit Dir ins dunkle Reich hinabgestiegen.
Es kommt der Tag! Dein stolzes Hoffen war
Das ihrige: Der Geist des Lichts muß siegen!

Der Tag wird kommen! Für die Menschheit seid
Im schweren Kampfe ihr dahingesunken,
In jenem Kampfe, der seit grauer Zeit
Noch stets der Besten Herzblut hat getrunken,
In jener Schlacht, die gegen Tyrannei
Die Unterdrückten aller Länder schlagen —
Es kommt der Tag, der Sklave atmet frei,
— Ihr habt das Banner ihm vorangetragen.

Der Tag wird kommen! Eure Schatten geh'n
Durchs Erdenrund und werben rastlos Streiter;
Allüberall, wo niedre Hütten stehn,
Wo Leid und Pein und Hunger die Begleiter
Bedrängter Menschenkinder sind, da kehrt
Ihr ein, um in die Herzen Glut zu werfen.
Es kommt der Tag! So flüstert ihr und lehrt
Der Arbeit Volk zum Kampfe Waffen schärfen.

---

*) „Der Tag wird kommen, da unser Schweigen mächtiger sein wird, als die Stimmen, die ihr heute erdrosselt!" — August Spies' letztes Wort.



Der Tag wird kommen! Mögen fort und fort
Die Mächtigen den Schrei der Not verachten!
Mag ihre Faust durch Kerker und durch Mord
Die freien Geister zu vernichten trachten!
Was frommt die Kette und was frommt der Strick,
Wenn alle die Enterbten Schwerter schwingen?
Es kommt der Tag! Sein künftiges Geschick
Wird sich das Volk in Sturm und Kampf erzwingen!

Der Tag wird kommen! Euer Schweigen wird
Machtvoller sich als euer Reden zeigen.
Die Kerker fallen, keine Kette klirrt,
Kein Angstschrei tönt, kein Haupt braucht sich zu neigen
In feiger Furcht, ein freies Menschentum
Hat diese Welt zu eigen sich erworben —
Es kommt der Tag, für den zu Eurem Ruhm
Und unsrer Schmach am Galgen Ihr gestorben!



Arbeiterfest.

Durchglüht von *einer* Flamme,
Beseelt von *einem* Geist,
Von *einem* Band umschlungen,
Das kein Tyrann zerreißt,

Bei lautem Gläserklingen,
Bei froher Sangeslust,
Sich stets des *einen* Zieles,
Des *einen* Wegs bewußt:

Des Ziels, daß *eine* Freiheit
Der ganzen Welt gebührt,
Des Wegs, auf dem zum Ziele
Die kühne Tat nur führt,

Im Jubeln selbst ausstreuend
Der Zukunft stolze Saat:
So feiert seine Feste
Das Proletariat.



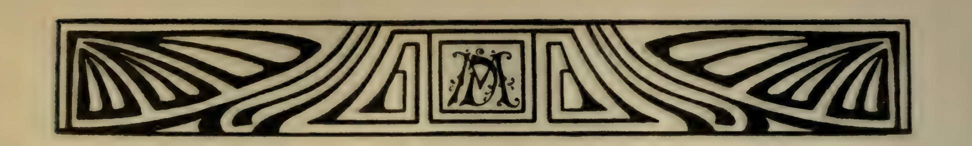
Zum achtzehnten März.

Nacht — den Himmel säumen
Sterne, fahl und matt.
Wie in Fieberträumen
Zuckt die Riesenstadt.
Sieht sie im Frührot gleißend
Feindliche Waffen sprühn?
Klingt es dazwischen verheißend:
Vive la Commune!

Lautlos ziehn die Legionen
Thiers', des Schlächters, heran.
Nehmt dem Volk die Kanonen!
Lautet sein tückischer Plan.
Schon erliegen die schwachen
Wächter nach kurzem Mühn,
Da, die Massen erwachen:
Vive la Commune!

Brausend wie Meereswellen
Naht das Proletariat
Schnell zu einander gesellen
Arbeiter sich und Soldat.
Fort mit dem Haß, dem Wahne,
Siehe, vom Stadthause kühn
Flattert die rote Fahne:
Vive la Commune!

Tag des Zorns, des Ruhmes,
Der die Ketten brach,
Proletariertumes
Stolzester Siegestag!
Proletarier künden:
Wohlfahrt soll Allen erblühn,
Die dem Volk sich verbünden:
Vive la Commune!



Kurzer Glücksrausch — verraten
Sinken die Sieger im Streit,
Doch der Ruhm ihrer Taten
Rauscht in die fernste Zeit,
Wo geknechtete Herzen
Für die Freiheit glühn,
Jauchzt es am achtzehnten Märzen:
Vive la Commune!

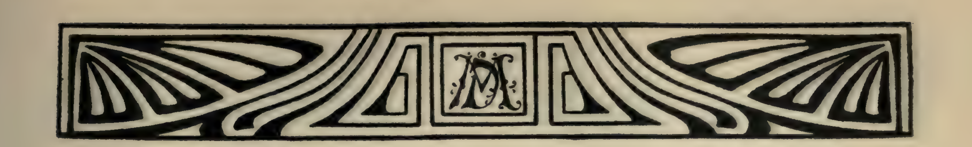
Wenn die Massen richten
Einst am heiligen Tag,
Wenn das Alte vernichten
Sturm und Wetterschlag,
Wenn sie siegen mitsammen
Alle, die frei und kühn,
Wird der Ruf sie entflammen:
Vive la Commune!



Und doch!

Nie drang die Schlachttrompete an sein Ohr,
Er wußte nichts vom wilden Spiel der Waffen;
Er mühte sich, ein seelensguter Tor,
Für sich und für die Seinen Brot zu schaffen:
So einer, den für immer sich erkor
Die Arbeit, dieser rauhe Freudendämpfer.
— Nie drang die Schlachttrompete an sein Ohr,
Und doch war er sein Leben lang ein Kämpfer.

Nicht eine große Tat hat er vollbracht.
Ein Namenloser, allzeit notbeladen,
War er am Werk vom Morgen bis zur Nacht
Und hielt sich schlicht zu seinen Kameraden.
Und wenn um bessern Lohn sie Schicht gemacht,
Ging er mit ihnen ohne Federlesen.
— Nicht eine große Tat hat er vollbracht,
Und doch ist er ein ganzer Held gewesen.



Den Kommunarden.

Noch rast und tobt der Straßenkampf,
Noch klirren wild die Klingen;
Paris, gehüllt in Pulverdampf,
Bäumt sich im letzten Ringen.

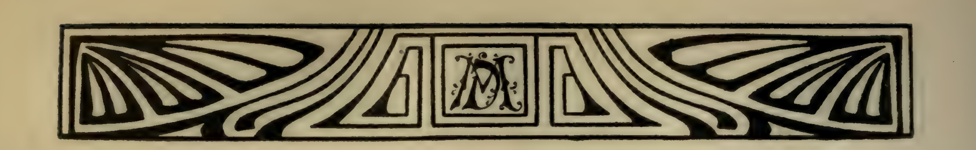
Gewehr und Rock vom Blute rot,
Ziehn die Regierungs-Rotten;
Man schlägt die Kommunarden tot
Wie einst die Hugenotten.

Jetzt schweigt und ruht der Widerstand,
Die Fahne fällt, die rote;
Paris ist in des Gegners Hand,
Der schreibt mit Blut Gebote.

Weh den Besiegten! Wieder ist
Zur Tat das Wort geworden:
Auch hier nach bösem Bruderzwist
Beginnt ein feiges Morden.

Kein Alter gilt und kein Geschlecht,
Kein Mitleid gibt's, kein Schonen,
„Ihr fochtet für der Massen Recht,
Drum ist mit Blei zu lohnen."

Es weint Paris, doch selbst im Joch
Läßt es den Ruf ergehen:
Ich seh' die rote Fahne noch
Aufs Neue siegreich wehen.



Ein Todes-Urteil.

Der Zar von Rußland sitzt im Arbeitszimmer,
Da, wie die Hand nach den Papieren faßt,
Entfährt ein Aechzen ihm, ein Angstgewimmer,
Sein Auge starrt und sein Gesicht erblaßt.
Zu oberst liegt, o schrecklichste der Gaben,
Ein Zettel mit den Worten: „Wisse, Fürst,
Daß wir zum Tode Dich verurteilt haben,
O Zar von Rußland, daß Du sterben wirst.“

Der Kaiser blickt umher mit scheuen Mienen,
Als suche er im Zimmer selbst den Feind.
Wer tat's? Wer hat von denen, die ihm dienen,
Mit den Verfolgern sich zur Hatz vereint?
Ist er denn nirgends mehr im Lande sicher?
Belauert ihm ein Späher jeden Schritt?
Teilt ihm — klang da nicht hämisches Gekicher? —
Vielleicht ein Günstling gar das Urteil mit?

Ihm ward die Fülle aller Macht auf Erden,
Das Kaiserschwert in seiner Hand er hält,
Es schaut nach seinen Winken und Geberden
In Ehrfurcht und in Zittern eine Welt.
Und dennoch ist der Trübsinn sein Begleiter,
Verheißend ihm ein düsteres Geschick,
Und dennoch ist er ein dem Tod Geweihter,
Und dennoch trägt er um den Hals den Strick.



Ketten.

In einer Sturmnacht war's. Ich saß allein
In enger Stube bei der Lampe Schein.
Wirr durcheinander die Gedanken rannen,
Bis sie um mich gar seltne Träume spannen.

Auf einmal trat mit scheuem Blick ein Mann
— Weiß nicht, woher er kam — zu mir heran.
Von Aussehn war er kräftig und gedrungen,
Jedoch das Antlitz müd und grambezwungen.

Der schleppte zu brutaler Pein und Schmach
An beiden Füßen eine Kette nach,
Die, wenn er irgend seine Glieder regte,
Mit hohlem, dumpfen Klange sich bewegte.

„Was tatest Du?" frag ich erstaunt, entsetzt.
„Welch heil'ge Ordnung ward von Dir verletzt
Hast einen Menschen Du im Zorn erschlagen?"
Er schüttelt mit dem Kopf auf solches Fragen.

„Hast Deinen Nächsten Du voll Gier beraubt?"
Und wieder schüttelt langsam er das Haupt.
„Wohlan, Du Schweigsamer, so sag' mir endlich,
Warum mißhandelt Dich die Welt so schändlich?"

Er seufzt und spricht: Ich schaffe Tag um Tag,
So fleißig, wie nur einer schaffen mag;
Für andre habe ich mein ganzes Leben
In mühevoller Arbeit hingegeben.



„Nun meinten die, für die ich schanzen muß:
Zu schützen mich vor schädlichem Genuß,
Mich fernzuhalten von verbot'nen Wegen,
Wär's gut, mir eine Kette anzulegen."

„Du Narr," schrie ich, „so wehr' dich mit Gewalt!"
Ein dumpfes Lachen durch die Stube schallt.
Ich fahre aus auf meinem Traum, dem wirren —
Von ferne klingt es her wie Ketten-Klirren.




Menschen und
Werke





Eine Goethe-Phantasie.

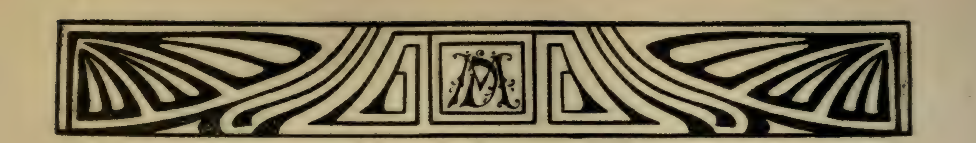


Leipziger Messe — fieberhaft entzündet,
Sucht und empfängt die Schaulust da ihr Ziel.
Hier lockt ein Zaubrer, der die Zukunft kündet,
Ein Gaukler dort und dort ein Puppenspiel.
Aus England ist das tolle Stück gekommen,
Um dessen Helden sich die Menge schart;
Mit Grausen und mit Andacht wird vernommen
Die Mär von Faust und seiner Höllenfahrt.

Sie lauschen atemlos, wie ins Verderben
Den Hochgelehrten eitle Weltgier treibt,
Wie er, um goldne Schätze zu erwerben,
Dem Teufel sich mit seinem Blut verschreibt,
Wie er ein Glück genießt, das nie genossen
Ein Sterblicher, der frei von Schuld sich hält,
Und wie er, als die Zeit der Lust verflossen,
Des Höllenfeuers ew'ger Qual verfällt.

Das Stück ist aus; die Menge stiebt von hinnen,
In anderm Zeitvertreib sich zu ergehn,
Nur Einer bleibt zurück in tiefem Sinnen,
Ein Jüngling, stolz und herrlich anzusehn.
Vergebens suchen die Gefährten lachend
Zu kühlem Trunk ins Weinhaus ihn zu ziehn.
Er schweigt und starrt, dann, wie vom Traum erwachend,
Eilt er davon, dem Lärme zu entfliehn.

Ins Freie wandert er, hin zu den schlanken,
Gespenst'gen Weiden, die der Fluß bespült,
Sein starkes Herz umlodern Glutgedanken,
Von kühnen Plänen ist sein Hirn durchwühlt.



Er sieht den Faust, doch nicht den wüsten Prasser,
Wie ihn am Markt das Puppenspiel gezeigt,
— Er sieht den Forscher, sieht den Kämpfer, Hasser,
Der selbstbewußt vor keinem Gott sich neigt.

Er sieht auf Höhen und durch Tiefen schweifen
Den Grübler, der ins Weltall sich versenkt,
Er sieht zum Gift den Unbehausten greifen
Und sieht der Erde ihn zurückgeschenkt.
Dann sieht er in die Welt ihn keck sich wagen,
Die alle Reize ihm entschleiern muß,
Sieht ihn nach immer neuen Freuden jagen
Und vor Begier verschmachten im Genuß.

Und neben Faust, dem Mann der schlimmsten Qualen,
Sieht er ein Wesen ganz in Faustens Bann.
Zwei stille, treue Mädchenaugen strahlen
Den Ruhelosen, Frieden spendend, an.
Sie strahlten einst in holden Sommertagen
Dem Jüngling selbst im Heimatort am Main;
Für Gretchen hat das Knabenherz geschlagen
Und Gretchen soll Fausts milde Leuchte sein.

So träumt der Jüngling unter tiefsten Schmerzen
Und höchsten Wonnen seinen Dichtertraum.
So sprießen Weltgefühle ihm im Herzen
So ist in ihm für jede Sehnsucht Raum.
So sieht Gebilde er vorübergleiten,
Durch die des Lebens reichste Fülle braust;
So sieht dämonisch sich zur Seite schreiten
Wolfgang Apollo Goethe seinen Faust.



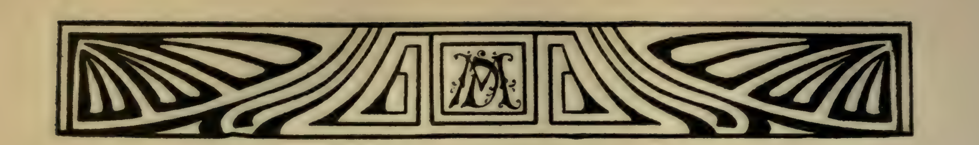
Dem Dichter der Albigenser.

Zu Lenaus hundertstem Geburtstag.

Krank war die Zeit, geächtet der Gedanke,
Der finstrer Glaubenssatzung widerstand.
Getürmt von Fürsten- und von Priesterhand
War um das Volk der Knechtschaft Eisenschranke.
Auch dich versuchten sie ins Joch zu zwingen,
Da hast du eine Flamme angefacht,
Da hobst du an, in heißem Zorn zu singen
Das Ketzerlied, die Albigenserschlacht.

Der Geist ist Gott. Es endet alle Qualen
Die Zeit, wo ohne Kreuz und „Heil'ge Schrift"
Der Menschengeist in Eins zusammentrifft
Mit seinen Gluten und mit seinen Strahlen.
So riefen deine Helden, als sie schwangen
Das Schwert der Freiheit für den großen Bund;
So riefen sie, als ihre Becher klangen;
So tönt es heute aus des Ketzers Mund.

Die neue Lehre wird die Welt besiegen,
Wird sie befreien auch: Der Geist ist Gott.
Trotz allen Drohungen, trotz allem Spott,
Die Finsterlinge werden ihr erliegen.
Du aber lebst, der du vorangeschritten,
Poet des Zorns, der du dein Volk geweckt,
Der du tiefinnen um dein Volk gelitten,
Du lebst, ob lange dich der Rasen deckt.



Die Spartanerin.

Frühling 1849.

Kopf neben Kopf, ein Wald jungfrischer Eichen,
Drängt sich im Hörsaal die Studentenschaft.
Die Augen sprühn, als warte auf ein Zeichen
Ein jeder, zu entfalten seine Kraft.
Von allen Lehrern, die der Weisheit Pforte
Den Jüngern öffnen, spricht der kühnste heut';
Wie Hammerschläge hallen seine Worte
Und wiederum wie helles Pfingstgeläut.

Doch nicht von seiner Wissenschaft, der hohen,
Legt Zeugnis er in dieser Stunde ab.
Er jauchzt: „Bei Allen, deren Herzen lohen,
Stieg e i n e Sehnsucht auf aus tiefem Grab.
Der Freiheit heil'ges Frührot ist erglommen,
Gebieterisch begehrt das Volk sein Recht.
Den Stahl, die Büchse in die Faust genommen!
Werft Euch mit mir, Ihr Brüder, ins Gefecht!"

Er schweigt — und wie ein Bann liegt's für Sekunden
Auf jeder Brust, dann aber rauscht's empor:
„Wir zieh'n mit Dir! Du hast den Pfad gefunden,
Du, den zum Seher das Geschick erkor."
Und wie zum Schwure, daß beim Freiheitsstreite
Dem Mann er folgen werde unverwandt,
Stellt sich sein liebster Schüler ihm zur Seite
Und legt die Hand in Gottfried Kinkels Hand.

Als erster möcht' er eilen zu den Fahnen,
Die schwarz-rot-golden vor dem Volksheer wehn;
Den Andern möcht' er eine Gasse bahnen,
Und sollt' er selbst auch dabei untergehn.



Doch eh' er folgt dem ungestümen Drange,
Hineinzustürmen in das Schlachtgebraus,
Treibt es zu einem letzten Abschiedsgange
Den Jüngling in sein trautes Elternhaus.

Im niedern Stübchen steht er vor den Seinen,
Mit Flammenworten spricht er auf sie ein:
„Wo alle Wackern sich zur Tat vereinen,
Darf ich nicht abseits stehn, nicht müßig sein."
Der ernste Vater hört's mit stummem Nicken.
Er fühlt: der Jüngling ist gereift zum Mann.
Die Mutter schaut mit schwärmerischen Blicken
Den tapfern Liebling ihrer Seele an.

Und plötzlich, durch geheime Macht getrieben,
Nimmt seltnen Zimmerschmuck sie von der Wand.
Ein Säbel ist es, fleckig von den Hieben,
Die er den Gegnern ins Gesicht gebrannt.
„Geschwungen," ruft sie, „wurde diese Klinge,
Als Lützows wilde Jagd den Feind genarrt.
Dein ist sie jetzt: Zu neuer Ehre bringe
Die Waffe, die des neuen Helden harrt!"

Und ruhig gürtet um die schlanke Hüfte
M a r i a n n e S c h u r z dem Sohn das alte Schwert.
Der neigt das Haupt — es wehn die Frühlingslüfte,
Wie Segen spendend, um des Hauses Herd.
Die Mutter küßt ihr Kind auf Mund und Augen,
Ein letzter Gruß — der Jüngling zieht dahin
Und an des Freiheitskämpfers Schritte saugen
Sich stolz die Blicke der Spartanerin.



Altgeld.

Zum Gedächtnis eines Tapfern.

1.

Ein Fels standst du in einer feigen Zeit,
Der du dich stets den Sohn der Freiheit nanntest:
Dein Leben lang warst du zum Kampf bereit
Für Alles, was als Wahrheit du erkanntest.

Du sprachst sie frei kraft deines guten Rechts
Als dieses Staates auserwählter Bürger,
Frei von der Willkür ihres Zuchthausknechts:
Die Opfer feiler, mitleidloser Würger.

Du hast als Anwalt denen dich gesellt,
Die sie zur höhern Ehre Mammons hingen,
Und riefst es mutig durch die weite Welt,
Daß ihre Richter Meuchelmord begingen.

2.

Und wieder schrittst du mannhaft zum Gefecht,
Als dich die Stimmen deiner Brüder riefen,
Und wieder strittest du fürs ew'ge Recht
Der Armen, die da seufzen in den Tiefen.

„Soldaten her! Sie wollen bessern Lohn,
Das Pack will wieder einmal aufbegehren.
Gewehre her! Die Kugeln werden schon
Euch Zucht und Ordnung und Gehorsam lehren!"

So scholl es kreischend, angstvoll aus den Reihn
Der Geldsack-Menschen, von den Leuteschindern.
Du aber sprachst: Soldaten? Flinten? Nein!
Solang ich's hindern kann, werd' ich es hindern.



3.

Ein Kämpfer warst du und voll Kampfeslust
Bist auf der Wahlstatt rühmlich du gefallen.
Den letzten Ruf aus todgeweihter Brust
Ließ't wieder für Bedrängte du erschallen.

Den Buren galt dein heißes Sterbewort
Den Männern, die um Herd und Heimat ringen.
Den Helden, die dem Nibelungenhort
Der Freiheit Blut um Blut als Opfer bringen.

Ruh aus von deinen Siegen, kühner Mann!
Solange deines Gleichen sich noch finden
Solang dein Weckruf lebt, so lange kann
Der Kampf ums Recht nicht aus der Welt verschwinden.



Edgar Allan Poe.

Mein Herz war krank und traurig. Wen zerriebe
Nicht dieses ew'ge Hasten, Ringen, Streiten,
Die Sehnsucht nach doch nie erreichten Weiten,
Das ganze, töricht zwecklose Getriebe?!

Die Nacht durcheilt' ich. Wie mit Geißelhiebe
Trieb mich die Frage: Wird kein Stern mich leiten? —
Da sah ich dich an meiner Seite schreiten,
Dich, den ich mehr als Weib und Bruder liebe.

Am bleichen Lächeln mußt' ich dich erkennen,
An deines Auges fieberhaftem Brennen,
Und ungewollt quoll mir das Wort daher:
„Wird diese Seele je vom Leid genesen?"
Du schwiegst, doch dir vom Munde konnt' ich lesen
Den düstern Raben-Spruch, das „Nimmer mehr!"



Zu Robert Reitzels Todestag.

Wir können keinen Kranz aufs Grab dir legen,
Wie wackre Freunde es am Sterbetage
Geliebter Menschen gern zu halten pflegen.

Wir wollen nicht in trüber, dumpfer Klage
Dem übergroßen Schmerze Worte geben;
Die Jammernden sind immer feig und zage.

Wir wollen frisch die vollen Gläser heben,
Den ersten Trunk dem stillen Freunde weihn,
Dann aber trinken auf das laute Leben:

Auf unser eignes Blühen und Gedeihn,
Auf unser Glück in dieser bunten Welt —
Und wieder soll der letzte Trinkspruch sein:

Hurrah dem Nächsten, der im Kampfe fällt!



Wilhelm Busch.

„Die Lampe fällt. Was bleibt noch auf der Szene?“
So hast, von Todesahnungen getrieben,
Als Fünfundsiebzigjähr'ger Du geschrieben
Ins Buch vom frommen Satanskind Helene.

Die Lampe fiel. Du bist gereist in jene
Gefilde, wo die Körper schnell zerstieben
Und dennoch ist unendlich viel geblieben
Von Dir auf dieses Erdballs bunter Szene.

Es lebt die Fülle köstlicher Gestalten,
Die Du mit Wort und Stift vor uns gestellt,
Daß Lebensfreundschaft wir mit ihnen halten.
Wir werden weiter Deine Sprüche sagen,
Durch die so übermüt'ges Lachen gellt,
Und die so tiefe Weisheit in sich tragen.



Zwischen den Schlachten.

An Emil Rüdebusch.

Schwerter klingen, Speere fliegen ,
Laut und heftig wogt die Schlacht ,
Kämpfer, schwach an Zahl, bekriegen
Eine trotz'ge Uebermacht.

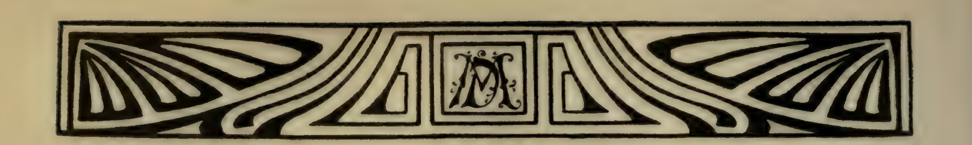
Unerschrockne Häuflein streiten
Mit dem Heere einer Welt,
Die im Bann vergangner Zeiten
Fest an Wahn und Irrtum hält.

Wird der Wahn den Sieg erringen?
Wird er endlich untergehn?
Wird die Menschheit lichtwärts dringen?
Ach, kein Ausgang ist zu sehn!

Täglich strömt aus frischen Wunden,
Die der Haß schlug, rotes Blut.
Kaum, daß ein paar flücht'ge Stunden
Das Geklirr der Waffen ruht!

Stunden, wo der müde Streiter
Holder, süßer Rast sich freut,
Bis, zum Kampf gar schnell bereit, er
Wiederum die Schlacht erueut.

Solche hohen Feierstunden
Wurden wir im Streit beschert,
Als ich endlich Dich gefunden,
Als ich saß an Deinem Herd,



Als in Deinen warmen Räumen
Alles Kalte, Bitt're schwand,
Als in Deinem Hoffen, Träumen
Ich die eignen Träume fand.

Mit Dir zu den Höhen flog ich,
Sah mit Dir den tiefsten Schacht,
Und gehob'nen Hauptes zog ich
Wieder in der Menschheitschlacht.

Ein verspäteter Geburtstagsgruß.

An Dr. Ernst Schmidt, Chicago.

Dem Ungebeugten soll der Trinkspruch klingen,
Dem Siebzigjähr'gen, der sein reiches Leben
Dem hohen, stolzen Ziele hingegeben:
Im Einheitkampf der Menschheit mitzuringen.

Du lerntest früh das Schwert der Freiheit schwingen,
Mit ihm Dein Volk zum Licht emporzuheben.
Du schwangst es einsam ohne Furcht und Beben,
Als still und sacht die Andern abseits gingen.

Soldat der Freiheit, heut im weißen Haar
So stolz, so kühn, wie es der Jüngling war,
Wir strecken Dir den Becher hin, den vollen.
Dem Kämpfer gilt's! Und gleichfalls kampfbereit
Geloben wir, daß wir in Glück und Leid,
Selbstlos wie Du der Freiheit dienen wollen.



Nora.

In Tändelein, bei leeren Festen rann
Das Leben ihr, so leicht und so geglättet,
Sie selbst, ans Haus und seinen Dienst gekettet,
Ein Spielzeug, eine Puppe für den Mann.

Sie trug es nicht! Sie löste sich vom Bann.
Sie, die auf weichem Pfühl so sanft gebettet,
Hat in die Welt, die rauhe, sich gerettet,
Als sie Erkenntnis ihres Seins gewann.

Sie rang sich los. Und ob sie unterging,
Ob wohlverdientes Glück sie warm umfing —
Gleichviel Zur Freiheit führte sie ihr Streben.
Und Freiheit heischte sie für ihr Geschlecht,
Als sie es nahm, das ihr versagte Recht,
Das Recht des Weibes auf ein Eigenleben.



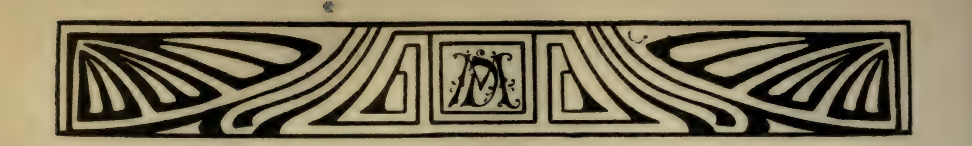
Auch Einer.

Zu Friedrich Theodor Vischers hundertstem Geburtstage.

Da liegt es wieder vor mir aufgeschlagen,
Das Wunderbuch, das mir so manches Mal
Hinweggeholfen über Pein und Qual,
Das mir so oft schuf köstliches Behagen.

Sie mögen heut bei prächtigen Gelagen
Den Dichter feiern im bekränzten Saal —
Ich traf nach meiner Meinung beſſ're Wahl:
Mich soll sein Werk in seine Welten tragen.

Ich sehe ihn das Schwert des Geistes zücken,
Jetzt für ein höchstes Gut als Streiter stehn,
Und jetzt im Kampf mit des „Objektes Tücken."
„Auch Einer," ungezählte Jünger trachten,
Aufrecht und stolz wie Du des Wegs zu gehn,
Wie Du auf alles Menschliche zu achten!



An Detlev von Liliencron.

Zu des Dichters zweiundsechzigstem Geburtstage.

Du zweiundsechzig? — Poggfred-Dichter laß
Nicht ins Gesicht Dir von den Deinen lachen!
Wir wissen: gilt's die Probe heut zu machen,
Die Jüngsten wirfst Du beim Turnier ins Gras.

Frisch blieb Dein Lieben, frisch auch blieb Dein Haß.
Mit alter Glut die klaren Augen wachen,
Und gleiche Lust vermagst Du zu entfachen
Beim Becher wie als Held vom Tintenfaß.

„Krieg den Philistern! Hoch das bunte Leben!
Und Ehre jedem redlich stolzen Streben!"
Scholl Deine Losung, als die Schlacht begann.

Und heute, ungebeugt von Sturm und Regen,
Läßt Du durchs Land Dein Schwert, Dein Lied hin-
fegen
Wie einst — was geht denn Dich das Alter an?!



Edna Fern.

Ein Trinkspruch.

Was trägt uns aus dem Alltag zu den Höhen,
Wo märchenschön die Wunderblume blüht?
Was läßt die Welt im Sonnenglanz uns sehen,
Daß unser Herz voll reinsten Glücks erglüht?

Die Dichtkunst ist es . Mit den zarten Händen
Hält sie uns alle zauberstark umfaßt,
Besonders dann, wenn, Labsal uns zu spenden,
Eins ihrer Lieblingskinder unser Gast.



Da fühlen wir die trüben Sorgen weichen,
Da baden wir von Staub die Seele rein,
Da treten wie auf einer Gottheit Zeichen
Wir in den reichsten aller Gärten ein.

Der Dichtkunst drum, dem goldnen Glanz der Welten,
Der Dichtkunst, diesem hellsten Menschheitstern,
Das erste Glas, der Dichtkunst soll es gelten
Und ihrer Priesterin, Frau Edna Fern!



Wilhelm Freund.

Dem Siebenundachtzigjährigen zum Geburtstage.

Wo rauscht der Brunnen, der Dich frisch erhält,
Aus dem ein Trunk den Mann von Deinen Jahren,,
Wenn er der Schar der Jüngern sich gesellt,
Den schönsten Lebensmut läßt offenbaren?

So frag ich Dich und hör die Antwort schon:
„Der Brunnen rauscht da, wo sich Menschen finden,
Die, unbeirrt durch Hassen, Spott und Hohn,
Dem ewig Schönen ihre Kränze winden,

„Der Brunnen rauscht, wo kräftiger Humor
Und ernstes Streben sich vereint entfalten,
Wo Lust und Leid eingehen durch off'nes Tor
— Dort rauscht der Brunnen, der mich jung erhalten."



Wir harren aus.

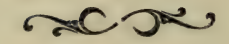
An Konrad Nies.

Verlorner Posten, wo wir beide stehn!
Wer lauscht denn gläub'gen Herzens dem Poeten,
Dem in des Lebens Sturm hierher verwehten,
Der deutsches Lied läßt durch die Lande gehn?

Und dennoch — nimmer darf's und wird's geschehn,
Daß sie mit plumpen Füßen uns zertreten.
Wir harren aus. Hell kingen die Trompeten,
Und lustig lassen wir die Banner wehn.

Mag auf dem Markte unser Lied verhallen,
Zu Auserlesʼnen wird es siegreich dringen,
Zu denen, die gleich uns im Lichte wallen.

Sie, die voll Lust vom Schönheitsquell getrunken,
Sie mahnen uns, die Fackel keck zu schwingen
Und auszustreuen unsrer Dichtung Funken.




Sommerbriefe
WHarmsen
1909.





Detroit, im Juli 1899.

An Dr. Elise Berwig,

Gassen, Mark Brandenburg.

1.

In diesen sengend heißen Sommertagen,
In denen jede Stunde schläfrig rinnt,
Treibt's mich, der gern verschmitzte Ränke spinnt,
Mit schnödem Reimgeklingel Sie zu plagen.

Indes, ich weiß: Sie können viel ertragen.
Wer Geld und Ruhm als Aerztin sich gewinnt,
Hat Schiffstau-Nerven, und da wohlfeil sind,
Gleich gutem Ratschlag, Verse, will ich's wagen.

Wie's uns ergangen ist, seit Sie so plötzlich
Sich auf die Reise machten? Kaum ergötzlich
Wird wahrheitstreue Kunde Ihnen klingen —
Sie kann nur Altes, längst Bekanntes bringen:
Wir trotten unsres Wegs so heut wie gestern;
Wir lästern und wir lassen uns verlästern.

2.

Und der A. T.*? Ich merk' es: Hastig drängt
Sich über Ihre Lippen diese Frage;
Ich weiß, wie sehr seit seinem ersten Tage
Ihr Herz an ihm und seinem Wirken hängt.

Nun der A. T. — er lebt und streitet, fängt
Zuweilen Grillen ob des Lebens Plage,
Doch nur zuweilen — dann, nicht feig noch zage,
Bekämpft aufs Neu' er, was da drückt und engt.

*) A. T. Abkürzung für „Armer Teufel", Detroiter Wochenschrift, die der Dichter nach dem Tode des genialen Gründers des Blattes, Robert Reitzel, leitete.



Er sieht aus seinen Reihen Freunde fliehn,
Er sieht in seine Reihen Freunde ziehn,
Er hört sein Lob, hört gegen sich sie schrei'n,
Und steht auf sich und traut nur seiner Kraft,
Getreu dem Spruch, der Mut und Siege schafft:
Der Starke ist am mächtigsten — allein.

3.

Das ist die Kiefernheide, das der Sand,
Das sind die tiefen, stillen, blauen Seen,
Um die uralte, heil'ge Weiden stehn,
Das ist die Mark, das ist mein Heimatland.

Dort sind Sie jetzt! Und wenn im Sonnenbrand
Durch's niedre Heidekraut Sie einsam gehn,
Wenn um Ihr Haupt die Sommerwinde wehn,
Dann klingt's: Es ist doch schön, dies braune Land!

Ja, es ist schön! Ich hab' es erst erkannt,
Als Unrast in die Fremde mich getrieben,
Doch lernt' ich's noch aus anderm Grunde lieben:
Wir haben keinen Ketzer je verbrannt,
Wir haben Keinen heilig je gesprochen —
Das ist der Ruhm, auf den wir Märker pochen.





Delray, im August 1899.

An Hermann Müller, den Wanderer.

„Ille terrarum mihi praeter omnes
Angulus ridet."

Lieblich vor andern dünket sie mir,
Meine bescheidne Oase.
Hier ist Friede, ich wälze mich hier
Faul und behaglich im Grase.

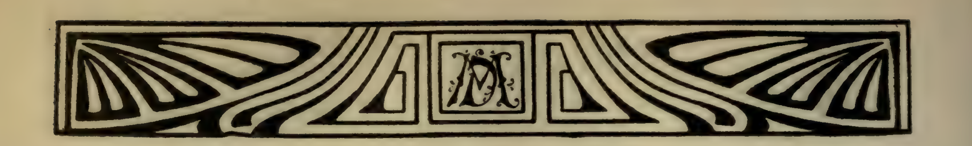
Hab das Lärmen, das Zanken ich satt,
Eile hierher ich ins Weite
— Sicher, Detroit ist 'ne schöne Stadt,
Sauber wie kaum eine zweite,

Gute Gesellen leben mir dort,
Die zu genießen wissen,
Aber hier am entlegenen Ort
Mag ich sie gerne missen.

Hier in der Stille und Einsamkeit,
Wo die Stunden besänftigend rinnen,
Hier kann die Seele, von Zwang befreit,
Auf sich selbst sich besinnen.

Kein Geräusch, das den Frieden verbannt,
Dröhnt mir hier an die Ohren.
Alle Gesellschaft, die ich fand,
Waren zwei fromme Pastoren.

In der Laube hockten die zwei,
Gottes Güte zu loben
Und mit Ernst und Eifer dabei
Kühle Biere zu proben;



In der Laube, wo ich so oft
Saß, in Träume versunken,
Wo ich geschwärmt, geglaubt, gehofft
Und mich manchmal — betrunken.

In die Laube trat ich hinein
Zu den Gottesstreitern,
Um bei Trank und Plauderei'n
Mich und sie zu erheitern.

Fleißig haben wir da geschwätzt,
Sprachen von Freuden und Plagen,
Und so kamen wir ganz zuletzt
Auf verfängliche Fragen.

Ach, die Frommen packte ein Graus
Ob meiner Sünden und Fehle,
Und sie wollten retten durchaus
Meine unsterbliche Seele.

Und sie schrieen, wie schrecklich es sei,
In die Hölle zu wandern,
Und wir tranken alle drei
Einen Krug nach dem andern.

Endlich hörten sie seufzend auf,
Meine Seele zu wecken,
Rückten die Hüte und griffen drauf
Nach dem Wanderstecken.

Bei mir Sünder Buße und Reu'
Konnten sie nicht gewinnen,
Doch sie selber, meiner Treu,
Schritten schwankend von hinnen.

Diese Frommen wiederzusehn,
Wird mich stets erbauen,
Solche Zecher — ich muß es gestehn —
Durfte ich selten schauen.



Jetzt ist's einsam um mich herum,
Träumend lieg' ich im Grase,
Mücken mit leisem Gezirp und Gesumm
Tanzen vor meiner Nase.

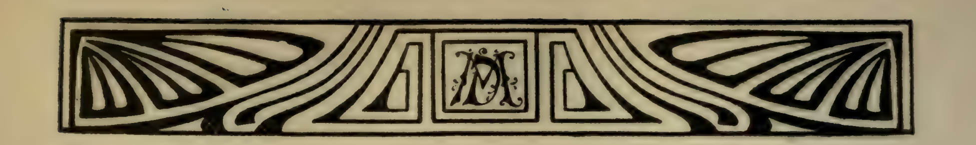
Wohlige Ruhe faßt mich an,
Schon werden die Augen kleiner,
Da, Du rastloser Wandersmann,
Denke ich plötzlich Deiner,

Denk' ich daran, wie Du immerfort
Glücklos schweifst in die Weiten,
Während um mich hier am stillen Ort
Ruhe und Friede sich breiten.

Heute umfängt Dich die wallende Flut,
Morgen der Hauptstadt Prangen,
Doch das höchste, köstlichste Gut
Wirst Du nimmer erlangen.

Laß die Fremde, das Wandern laß!
Frieden kann es nicht geben.
Wirf Dich zu mir ins weiche Gras
Und genieße das Leben!





D e t r o i t, im Spätsommer 1899.

An Hans Heinz Ewers,

Herausgeber des Kunstfreunds, Düsseldorf.

Sie grollen, mein edler Troubadour!
Ich ahn' es mit tiefem Bedauern.
Sie grollen mit Recht — wie lang ist's nur,
Seit Sie auf Versprochenes lauern?

Ich weiß, ich verhieß Ihnen feierlich,
Die schönsten Berichte zu schreiben,
Dem Kunstfreund fleißig zu widmen mich —
Und ließ es bis heute bleiben.

Befremdlich erscheinen in der Tat
Muß dies Ihnen draußen im Reiche,
Doch wandelten Sie auf m e i n e m Pfad,
Sie täten wahrscheinlich das Gleiche.

Dort draußen seid Ihr friedlich blos
Eurer Zeitung zugeschworen,
Ihr ahnt nichts von dem seltsamen Loos
Hiesiger Editoren.

Hier braucht, wer als Redakteur sich müht,
Weit weniger Geist und Seele
Weit weniger ein bezwingend' Gemüt
Als Alles bezwingende Kehle.

Keine Woche vergeht: Von nah und fern
Nahen sich frohe Gestalten,
Durstige, trinkgewaltige Herrn,
Die beim Becher Nachtwache halten.



Da hebt ein gewaltiges Zechen an.
Das endet mit schrecklichem Brande,
Und es freut sich der zeitungschreibende Mann,
Bringt er seine Zeitung zu Stande.

Es ist so ehrenvoll, so schön,
Daß die Leute Einen besuchen,
Aber zuweilen mit leisem Gestöhn
Möchte man drüber fluchen.

Jedoch getrost — der Sommer flieht,
Schon raschelt's in braunen Blättern.
Bald naht der Herbst, der Winter zieht
Drauf ein in Sturm und Wettern.

Dann such' ich mir fernab der Stadt
Eine schneeumwehte Klause,
Zu der kein Anderer Zutritt hat,
Und bleibe ehrbar zu Hause.

Dann will ich mich mit heißer Müh'
In endloses Schaffen versenken,
Dann will ich schreiben spät und früh,
Dann werde ich Ihrer gedenken!





Auf dem Eriesee.

An Richard Zeitner, Chicago.

Denkst Du der Nacht? Beim Italiener war es,
Marie saß zwischen uns. Ich schwieg und sann
Und spielte mit den Löckchen ihres Haares,
Du sahst uns beide stolz und lächelnd an.

Vor uns in hohen Gläsern perlte klares,
Hellrotes Rebenblut, wir stießen an.
Und grüßten uns, indeß ein wunderbares
Gefühl des Glücks durch unsre Seelen rann .

Denkst Du der Nacht? Sie steigt in dieser Stunde
Zu mir herauf: Ganz still ist's in der Runde,
Tiefklar der See, am Himmel Stern an Stern.
Mir schwillt das heiße Herz, mich packt nach denen,
Die mir die Liebsten sind, verzehrend Sehnen —
Doch, ach, Du und Marie, wie seid Ihr fern!

An Julie Rüdebusch,

Herberge der Gerechtigkeit, Mayville.

Hei, wie der Sturm die grauen Wellen schlägt,
Daß sie in blinder Wut sich stöhnend bäumen,
Und, nach Vergeltung lüstern, gierig schäumen
Ums Schiff, das mich und meine Sehnsucht trägt.

'ne Nacht, in der ein feiges Herz erwägt,
Wie süß es ist, am sichern Strand zu säumen,
Im weichen Bett von Heldentum zu träumen,
Und wie der Sturm so auf die Nerven schlägt.

'ne Nacht, die mir gefällt. Der düstre Sang
Der Wogen weckt in mir verwandten Klang,
Auch weiß ich wohl: Es ist kein Grund zu zagen.
Könnt' ich nur mit dem gleichen festen Griff,
Wie hier der Steuermann das wackre Schiff,
So meinen Kahn durch Sturm und Fluten jagen!


Aus dem
Schlupfwinkel
W. Hermsen
1909





Vorspiel.

Nicht eine Zeitung fliegt ins Haus mir jetzt.
Was draußen in der lauten Welt sie treiben,
Was die berühmten Meinung-Macher schreiben,
Was Herrscher flunkern, was der Pöbel schwätzt,

Ich weiß es nicht; ich fühle mich versetzt
Auf jenes Inselchen, dem ferne bleiben
Die Kämpfe, dran die Menschen sich zerreiben,
Aufs Eiland, wo sich Robinson ergetzt.

Tret' ich einst wieder in die Welt hinaus,
Werd' ich verwundert an die Stirn mich fassen,
Betäubt von neuem Jubel, neuem Graus ?
O nimmermehr! Es wird der alte Schein,
Das alte Lieben und das alte Hassen,
Es wird, wie's immer war, geblieben sein.

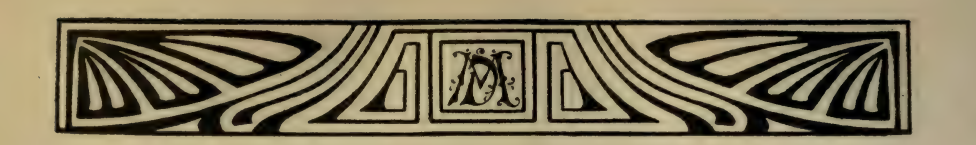


Der Gefangene.

Ihm glänzt sie nicht, der Blumen bunte Pracht,
Ihm tönt nicht auf den Bergen Quellen-Rauschen,
Ihm ist versagt, der Vögel Lied zu lauschen,
Das die bedrückte Seele freier macht.

Umsonst lockt ihn die Flut, wo, windentfacht,
Im Sonnenschein sich weiße Segel bauschen ;
Mit keinem Glück wird er das Los vertauschen,
Mit dem er ward von Kindheit an bedacht.

Ein Trost ist sein: Ihn trägt ins Einerlei,
In's Arbeitsjoch, so lastend und so bitter,
An blühendem Park die Straßenbahn vorbei.
Dort spürt er ewig jungen Lebens Laut:
Gefang'ner Mann, der durch des Kerkers Gitter
Tiefatmend täglich ein Stück Himmel schaut.



Früher Herbst.

Der Herbst ist früh gekommen dieses Jahr.
Noch sollten wir in Sommerglut uns baden,
Ein heitrer Himmel sollt' zum Wandern laden,
Statt dessen schreckt uns graue Wolkenschar.

So trübe ist's! Wird je noch warm und klar
In unsren Häusern und auf unsern Pfaden
Mit goldnem Glanz die Sonne uns begnaden?
Fragt sich das Herz, des Hoffens beinah bar.

Verlornen Blickes in die Ferne starrend,
Lehn' ich am Fenster, krank und schlaff und müd,
Mich selbst mit finsteren Gedanken narrend.
Der Hoffnung lichte Sonnen sind verglommen,
Der Leidenschaften Flammen sind verglüht —
Des Lebens Herbst ist früh für mich gekommen.



Dahin.

Gewiß, der Herbst bringt auch uns manche Lust;
Gewiß die Sonne wird schon wieder lachen;
Es wird sich frische Glut in uns entfachen
Und leichter atmen die befreite Brust.

Wir werden, ob auch Nebel, Qualm und Wust
Die Fahrt uns oftmals recht beschwerlich machen,
Treu weitersteuern unsern schmalen Nachen,
Uns unsrer Pflichten gegen uns bewußt.

Und doch ganz offen muß ich selbst mir sagen:
Das Glück, das ich dereinst in mir getragen,
Ich werd' es nimmermehr zurückerlangen.
Die schönen Tage unverhüllter Sonne,
Die schönen Tage reinster Lebenswonne,
Unwiderruflich sind sie hingegangen.



Hans der Träumer.

Als Kind war ich versonnen und verträumt,
Man konnte nicht beim Spielen auf mich zählen;
Ich liebt' es, Vaters Holzhof mir zu wählen;
Da hab' ich stundenlang allein gesäumt.

Da hab 'ich meinen Rappen stolz gezäumt,
Ritt gegen Riesen aus, die Gute quälen,
Ritt aus, mich der Prinzessin zu vermählen,
Ob auch vor Wut der greise König schäumt .

Bedenklich schüttelte ob solchem Treiben
Den Kopf der Basen und der Onkel Schar:
„Aus dem wird nichts; der wird ein Tolpatsch bleiben."
Sie hatten recht, die gar so strengen Richter;
Ich bin geblieben, was als Kind ich war:
Ein großer Träumer und ein kleiner Dichter.

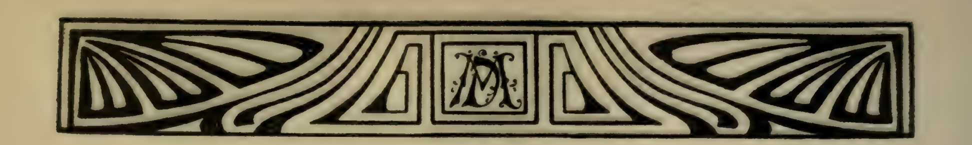


Wär ich besonnen — —

Die Klugen haben recht: Ich tauge nicht
Hinein ins ernste, würdevolle Leben,
Wo 's heißt, zu schachern, rücksichtslos zu streben,
Wo dreistes Nehmen gilt als hohe Pflicht.

Ich war in Lust und Leid ein leichter Wicht,
Leichtherzig hab' ich Alles hingegeben;
Drum kommt mir's zu, daß man mit Zornesbeben
Den Stab jetzt über den „Verkommnen" bricht.

Und doch nicht möcht' ich mit den Klugen tauschen.
Sie jauchzten nie bei wilden Sturmgewalten,
Sie hörten nie der Freude Ströme rauschen.
Da bleib' ich schon der närrische Gesell
Und will mich an das Wort des Dichters halten :
„Wär' ich besonnen, hieß ich nicht der Tell."



Der Schwärmer.

„Mein werter Herr, Sie sind ein Enthusiast,“
Sprach er zu mir mit überlegnem Spotte.
„Sie gleichen — darf ich ehrlich sein? — der Motte,
Die wenn ins Licht sie schaut, ein Taumel faßt.

„Begeisterung? Gewiß! Nur scheint mir fast:
Sie machen draus 'ne Schrulle, 'ne Marotte;
Man dient am Sonntag seinem lieben Gotte
Und ist nicht jeden Werkeltag sein Gast.

Er sprach's und ging — ich sah ihm staunend nach;
Sein tadelnd Wort, was sollte es bedeuten?
Hält er Begeisterung für eine Schmach?
Soll ich mich selber tun in Hast und Bann?
Ich zeig' mich täglich, wie ich bin, den Leuten,
Und freu' mich täglich, daß ich schwärmen kann.



Brotlose Kunst.

Brotlose Kunst nennt Ihr das Verseschmieden,
Womit man keinen Hund vom Ofen jagt.
Nun, werte Nörgler, unter uns gesagt,
Die Hunde lassen wir recht gern in Frieden.

Nach Menschen angeln wir. Uns ist beschieden,
Den Funken anzufachen, der, verzagt,
Im Alltagsleben kaum zu glimmen wagt,
Und zu erquicken, wen das Glück gemieden.

Daß unsre schlichten Verse nichts bedeuten
Dem Rechnenden, dem jeder Zeit Gescheuten,
Daß sie in seinen Augen blauer Dunst:
Wir wissen es — und doch, wie arm wir wandeln,
Wir möchten Gold und Grundbesitz einhandeln
Nicht gegen unsere brotlose Kunst.



Drei Goetheverse.

Drei Goethe-Verse geben das Geleit
Auf meinem Pfad mir: Wenn in trüben Stunden
Die Seele jeden Jammer hat empfunden,
Verwandeln sie den Gram in Fröhlichkeit;

Nicht in das grelle Lachen, das da schreit,
Um sich vor allen Menschen zu bekunden;
Nein in das stille Lächeln, das den Wunden,
Die uns das Leben schlug, Balsam verleiht.

Oft sinken schlaff am Leib die Arme nieder;
Was soll das heiße Streben und Bemühn?
Was hilft's, für alles Schöne zu erglühn?

Da gibt erneute Kraft ein Wort mir wieder,
Dem kein Gesunder widerstehen kann:
„Noch ist es Tag, da rühre sich der Mann!"

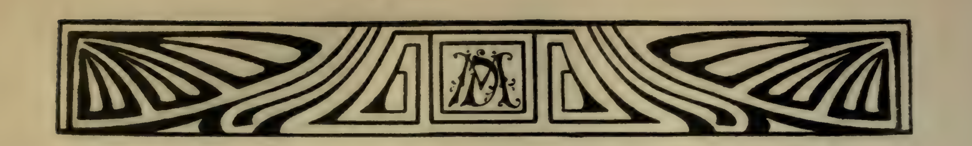
❧

Im Bildersaale — blöde Augen gaffen
Auf die Gemälde, die in Seligkeit,
In bittern Zweifeln und in herbem Leid
Ein Gottbegnadeter dereinst geschaffen.

Wie sie mit Mühe sich zusammenraffen,
Nicht einzuschlafen! Wie von Zeit zu Zeit
Sie breite Phrasen halten schußbereit,
Die Kunstbanausen, die gezierten Laffen!

Ein Führer sucht höchst weisheitsvoll zu deuten,
Wo jedes Bild's besondre Schönheit steckt:
Verlor'ne Liebesmüh' bei Alltags-Leuten!

Ich möcht' mit Donnerstimme ihnen sagen,
Daß es hinaus sie aus dem Tempel schreckt:
„Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen."



Gefeit bin ich. Das Leben kann ich grüßen,
Wie auch der Sturmwind mir sein Spottlied singt,
Den schlimmsten Tag, den das Geschick mir bringt,
Ich kann ihn mir aus eigner Kraft versüßen.

Gefeit bin ich. Wenn Andre reuig büßen,
Ich wüßte nichts, was mich zur Buße zwingt,
Nichts, was verdammend in mir weiterklingt.
Der Schmutz der Welt verebbt zu meinen Füßen.

Ich laß die Menschen ihres Weges gehn,
Wie sie auf nichts als ihren Vorteil sehn,
Um Nichtigkeiten feilschend, schachernd, fluchend.

Ich ziehe meine Straße ganz allein,
Im Nebel selbst umlacht von Sonnenschein,
„Das Land der Griechen mit der Seele suchend."



Tiefstes Sehnen.

Die tiefste Sehnsucht glüht in allen jenen,
Die fern vom Lichte ihren Tag verbringen.
Ihr ew'ger Traum ist, sich emporzuschwingen,
Auf hohen Bergen frei die Brust zu dehnen.

Sie wissen wohl: Vergeblich ist dies Sehnen;
In ihre Nacht wird keine Sonne dringen,
Und dennoch treibt und zwingt es sie, zu ringen
Und gegen Nacht und Schmach sich aufzulehnen.

Wär' diese Sehnsucht nicht, sie würden sterben ;
Sie müßten ohne jeden Windeshauch
Ersticken in des Alltags schwarzem Rauch.

So leben sie und lassen ihren Erben
Ihr Sehnen als Vermächtnis — denen muß
Doch einst das Glück erblühn im Sonnenkuß.



Ein Zarathustra-Wort.

Ein Zarathustra-Wort tönt mir im Herzen:
„Was mich nicht niederwirft, macht stärker mich.“
Mit diesem Wort parier' ich Hieb und Stich
Des Schicksals stolz und heil' ich alle Schmerzen.

Mit diesem Worte steh' ich, stark und erzen,
Im Streite da. Ob mancher Stern erblich,
Ob manches Feuer aus der Seele wich,
Es brennen wieder neue Lebenskerzen.

Mich kann nur Einer völlig niederwerfen:
Der Knochenmann, der düstre Ritter Tod.
Kommt er, dann gibt's kein weitres Waffenschärfen.
Jedoch solang noch warmes, frisches Leben
In mir pulsiert, werd' ich aus Qual und Not
Und jeder Schmach nur stärker mich erheben.



Bücher und Kinder.

Der Bücher müde hab' ich mich erhoben
Und schaue auf den Park zu meinen Füßen,
Von dessen Rasen muntre Stimmen grüßen,
Der Kinder Singsang, die dort lachend toben.

Von Sonnenstrahlen ist der Platz umwoben
Und Sonnenglanz spielt um die kleinen, süßen
Geschöpfe, die noch keine Schuld zu büßen,
Noch keine Leiden haben zu erproben.

Wie war es klug, der großen Bücherei
Dicht bei dem kleinen Park das Heim zu gründen
Und so dem Büchermenschen zu verkünden:
Mach dich von Zeit zu Zeit vom Grübeln frei!
Was immer dir des Forschers Werk gegeben,
Die reinste Lust gewährt doch junges Leben.



Von Hunden.

Die Kinder lieben mich und auch die Hunde;
Die mit vier Füßen meine ich natürlich,
Zweibein'ge Hunde bissen, wie's gebührlich,
Mit bösem Maulwerk mir schon manche Wunde.

Zweibein'ge Hunde schnappen bis zur Stunde
Mir nach den Waden — dies auch ist figürlich
Gesprochen; solch ein Gleichnis unwillkürlich
Drängt sich's vor Menschen-Kötern aus dem Munde.

Das ist nicht angenehm, doch immer besser,
Als wenn sie, hinter heuchlerischen Mienen
Verbergend der Verleumdung schmutz'ges Messer,
Mit sanftem Lächeln uns die Hände drücken
Und sich, wie Vierfüßler uns gern bedienen,
Zu unserm Schuh, ihn abzulecken, bücken.



Törichtes Träumen.

Mir träumt von einer edlen Tafelrunde,
Im schönen Reigen sind in ihr zu schauen
Kunstfrohe Männer, anmutreiche Frauen,
Und luftbeflügelt rinnt dahin die Stunde .

Geistvoller Witz macht munter jetzt die Runde ;
Jetzt rauschen Worte, die das Herz erbauen,
Jetzt wirbt ein Märchendichter um Vertrauen;
Jetzt klingt ein Trinkspruch gar von holdem Munde.

Und immer neue Wonnen und Genüsse,
Bald Feuerwerk, bald scharfe Geistesschüsse
Beleben und erheben jeden Sinn.
Wie drängt man sich zur Tafel, daß man presse
Die Freuden all ans Herz! — ach, ich vergesse,
Daß ich im Oedland, in Chicago bin .



Volksfeste.

Ein Volksfest — Lachen, Kreischen, Lärmen, Johlen,
Wirr durch einander schallt's im Saal daher.
Ein kleines, aber klippenreiches Meer
Hält allen tollen Winden sich empfohlen.

Man sucht mit altem Witz sich zu verkohlen.
Radau und wüster Ulk sind Hauptbegehr.
Vor Allem muß man zechen, rasch und schwer,
Sonst mag das ganze Fest der Teufel holen.

Man torkelt trunken heim. Am nächsten Morgen,
Wenn sich der Katzenjammer etwas wandte,
Heißt's schnöde Werktags-Arbeit zu besorgen.
D i e s Volk hat Faust im Traume n i c h t gesehen,
Da er als höchsten seiner Wünsche nannte,
Mit freiem Volk auf freiem Grund zu stehen.



Käthe.

Ein Frauenbild schmückt meinen Arbeitstisch,
Das einzige, das aufbewahrt ich habe,
Als ich bei Must'rung meiner schmalen Habe
Die andern warf in düst'res Glutgezisch.

Das Antlitz dieser Frau zeigt ein Gemisch
Von Ernst und Frohsinn, zeigt des Witzes Gabe,
Zeigt auch Humor, bei Frauen selt'ne Labe;
Die blauen Augen blicken klar und frisch.

Ich denke nicht daran, sie anzuschmachten ;
Doch zur Erquickung mir, zum Leidvertreib
Muß immer wieder ich ihr Bild betrachten:
Um mich voll Dankbarkeit an ihr zu sonnen,
Die ,eines wackern Mannes trautes Weib,
Zum guten Kameraden ich gewonnen.



Der Narr.

„Schaut ihn euch an, den welken, grauen Toren!
Seht ihn der Armut bitt're Bürde tragen,
Und laßt es euch als herbe Warnung sagen,
Wie guten Ruf und Reichtum er verloren!

Er hatte sich im kecken Wahn verschworen,
Die alte Welt in Trümmer zu zerschlagen,
Die Mächtigen zu stürzen, zu verjagen,
— Verachtung hat er sich als Los erkoren.

Der Alte weiß es, wie sie heimlich flüstern
Zu ihren Kindern, wie sie scheu ihn fliehn,
Und lächelnd läßt er sie des Weges ziehn.
Ihn kann ihr Haß, ihr Schmähen nicht verdüstern.
Wem in der Brust erstand ein eig'ner Gott,
An dem zerschellen Menschen-Hohn und Spott.



Ein Regentag.

Die dunkle Wolke hat sich vollgesogen
Wie'n Schwamm, den sie ins Meer geworfen haben.
Der Regen fällt, das durst'ge Land zu laben,
Jetzt leise plätschernd, jetzt in reichen Wogen.

Den Kragen ihres Rockes hochgezogen,
Die Hände in die Taschen fest vergraben,
Lässigen Ganges, trüben Blickes traben
Armsel'ge vorwärts, die das Glück betrogen.

Nicht drängt es sie, dem Regen zu enteilen ,
Im Schutze eines Daches zu verweilen.
Sie trotten fort, wie schlimm es gießen mag.
Zu viel der Unbill haben sie erfahren,
Sie wissen ja seit langen Leidensjahren:
Ihr ganzes Leben ist ein Regentag.



Mit dem Hammer.

„Den Künstler schätze ich in ihm, jedoch
Als Mensch, da ist er völlig mir zuwider;
Ich liebe seine Skizzen, seine Lieder,
Und was er Schönes sonst geschaffen noch.

„Den Menschen aber meid ich; ich beroch
Ihn ernst und gründlich und fand immer wieder:
Er ist nicht redlich, ist nicht treu noch bieder,
Ja sein Gewissen hat ein tiefes Loch."

Wie oft ist Solches mir ans Ohr gedrungen!
Wie oft ward's auf mich selber schon geprägt,
Wenn sich zum Henkeramt geschärft die Zungen!

Im Anfang wollte es fast toll mich machen,
Daß man den Dichter los vom Menschen sägt;
Jetzt hab' ich dafür nur ein bittres Lachen.

Was wißt denn Ihr, allweise Splitter-Richter,
Von stolzen Stürmen, von den heil'gen Flammen,
Die leidenschaftdurchlohter Brust entstammen?
Was wißt denn Ihr vom Dornenweg der Dichter?

Da hockt Ihr, lauter würdige Gesichter,
In Euren dunst'gen Stuben eng beisammen,
Um jeden Eigenmenschen zu verdammen
Und ihn zum Pack zu werfen — selbst Gelichter.

Da ist nicht Einer unter Euch zu dumm,
Der nicht, mit wohlgefälligem Gebrumm
Auf den Entgleisten, den Verlornen keift.

Dann seid Ihr starr, wenn Eures Klatsches müd',
Der Dichter, von gerechtem Zorn durchglüht,
Auf Euren Anstand, Eure Würde pfeift.



Ihr könnt den Menschen nicht vom Künstler trennen,
Ob Ihr Euch selbst dabei vor Wut zerreißt:
Dem Menschen sind zu eigen Herz und Geist,
Die machtvoll in des Künstlers Werken brennen.

Soll er damit auf Eure Märkte rennen,
Auf denen Recht und Schönheit Ihr verschleißt?
An Euren Stammtisch rücken, wo zumeist
Die Zecher nur gesalz'ne Zoten kennen?

Er hütet in der Stille seinen Quell,
Aus dem den Labetrunk demantenhell
Den Gleichgestimmten seine Hände reichen.

Im Lärm des Tages ist oft schroff und hart
Der Mann, der in der Stille überzart;
Er ist's, zu schützen sich vor — Euresgleichen.



Das goldene Gehirn.

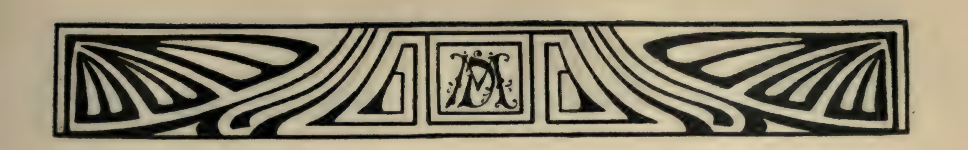
„Ich kauf' Dir, was Dein Herz begehrt: selbst Spitzen
Und Diamantenschmuck, werd' ich Dein Mann."
„Wovon?" sprach sie und sah mich lauernd an,
„Verschone mich mit allzu bill'gen Witzen!"

„Wovon? Ich hab' ein goldnes Hirn; drin blitzen
Gedanken, die ich hoch verwerten kann,
Reichlich bezahlt wird, was dies Hirn ersann."
Sie lachte schneidend auf und ließ mich sitzen.

Mein goldnes Hirn, wohin hat's mich gebracht?
In eine Hütte, wo ich, arm und matt,
Vom Lebensbaume keine Frucht darf naschen .
Von jedem Dummkopf werd' ich ausgelacht,
Von jedem Tropf, der Stroh im Schädel hat,
Doch Gold- und Silbergeld in seinen Taschen.


W Harmsen 1909
Tagebuchblätter





„Stumme des Himmels.“

Mit einem Herzen, reich an Liebe, ziehn
Sehnsücht'gen Blickes stumm sie durch das Leben,
Denn warme Worte dem Gefühl zu geben,
Das sie beseelt, ward ihnen nicht verliehn.

Es schilt die Welt sie kalt, weil sie entfliehn,
Wenn Andere sich mitzuteilen streben.
Sie ahnt nicht, daß ihr Inneres durchbeben
Der Leidenschaften heiße Melodien.

Ich kenne eine Seele — das Gewühl
Der Menschen meidend, scheint sie herb und kühl
Selbst ruhevolle Freundschaft abzulehnen.

Doch ihre Augen, die so brennend sind,
Das wehe Lächeln, das den Mund umspinnt,
Verraten tiefgewalt'ges Liebessehnen.



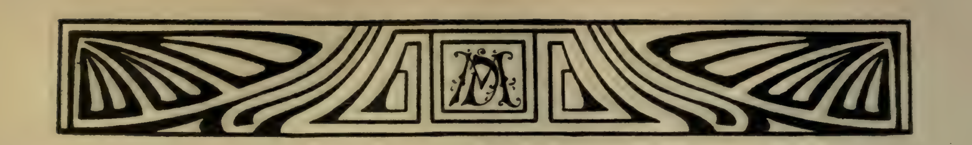
Nach dem Feste.

Die Lieder verklangen,
Das Lachen dazu.
Die da lachten und sangen,
Sie gingen zur Ruh'.

Der Saal liegt schweigend,
Das Fest ist aus.
Ueber Bücher mich neigend,
Sitz' ich zu Haus:

Düster wie immer.
Vom flüchtigen Glück
Kein mattester Schimmer
Blieb mir zurück.

Menschen und Lieder
Entschwanden dem Sinn,
Und ich weiß es wieder,
Wie einsam ich bin.



Heimat.

Vor meinem Fenster klingt ein deutsches Lied,
Ein alter Wandersang. Ich hör' beim Lauschen
Die Schwalbe zwitschern, die gen Süden zieht,
Ich hör' die dunklen Tannenwälder rauschen.

Packt Sehnsucht mich? Treibt's mich zur Heimat hin?
Zu deutlich fühl' ich's durch die Seele gleiten,
Wie in der Fremde ich ein Fremdling bin,
So würd' ich fremd auf deutscher Erde schreiten.

Was immer mir ein Land gewähren kann,
Ich schlepp mit mir des Heimatlosen Bürde,
Dem selbst der hold-bescheidne Traum zerrann,
Daß ihm ein Frauenherz zur Heimat würde.



Ikarus.

Ein altes Schulbuch hab' ich aufgeschlagen
Und les' die Mär vom Jüngling Ikarus;
Denn aus der Stadt voll Qualm und Rauch und Ruß
Flücht' ich mich gern ins Land der Griechensagen.

Ich sehe stolzen Flug den Jüngling wagen ,
Er fühlt im Blau des Lebens Vollgenuß:
Stets höher schwebt er — da, ein Sonnenkuß!
Es schmilzt das Flügelpaaar, das ihn getragen.

Er stürzt ins Meer, stürzt in des Todes Arme;
Ich lese es, doch nicht mit bitterm Harme,
Ihm war vergönnt, der Sonne nah zu schweben!

Weit glücklicher war er, als die da bangen
Endlose Jahre voller Glückverlangen
Und, nie erlöst, am Erdenstaube kleben.



Der Akrobat.

Keck schreitet er im bunten Flitterstaat,
Die nackten Arme wie ein Tänzer breitend,
Auf straff gespanntem Turmseil seinen Pfad.

Jetzt lässig und gemächlich vorwärts gleitend,
Jetzt hüpfend, jetzt mit wild gewagtem Sprung
Den Gaffern grausam süße Lust bereitend.

Es rast im Taumel der Begeisterung
Das Volk. Es tobt, Es heult. Und immer wieder
Spornt's ihn, zu zeigen noch weit kühnern Schwung.

Und er gehorcht, krümmt und verrenkt die Glieder,
Schlägt Purzelbäume, überschlägt sich, sinkt
Mit irrem Aufschrei in die Tiefe nieder.

Mein armer Schicksalsbruder! Weh! es blinkt
Aus deinem Sturze mir das Los entgegen,
Das trauervolle, das dem Dichter winkt.

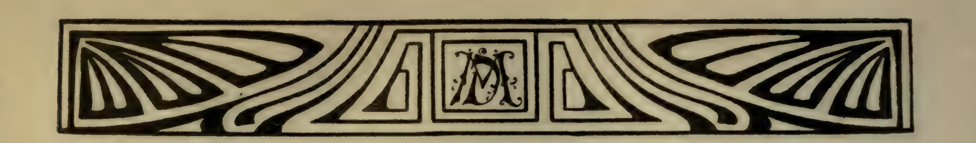
Des Gottes Gaben, die in ihm sich regen,
Will er zur vollsten Schöpferkraft entfalten,
Sich zur Genüge, seinem Volk zum Segen.

Er will als Fürst im Reich der Dichtkunst schalten;
Von eignem Drang, von Beifallruf getrieben,
Sucht er noch nie Vollbrachtes zu gestalten .

Ein tiefstes Hassen und ein höchstes Lieben,
Bezwingend soll's aus seiner Leier schallen.
Er ringt; er kämpft und — fühlt die Kraft zerstieben.

Zu hoch das Ziel! Sein Lied nur noch ein Lallen! ,
Zur Tiefe stürzt des heil'gen Feuers Wächter,
Und nichts begleitet ihn beim jähen Fallen

Als Achselzucken und ein Hohngelächter.



Freund Hein.

Mein Schifflein tanzt, vom Lied des Sturms umpfiffen.
Mich kümmert's wenig, wenn es närrisch tollt;
Ich bin's gewohnt, an Klippen und an Riffen
Vorbeizuziehn, wie wild die Woge rollt.

Ob ich die See als glatten Spiegel schaue,
Ob tückisch mich ein Wasserwirbel faßt,
Gleichmütig fahre ich hinein ins Blaue,
Und mit mir fährt mein bleicher, stiller Gast.

Er zeigt sich selten. Nur wenn Felsen sperren
Die Pfade, wenn die Winde rasend wehn,
Als wollten sie das Schiff zum Meergrund zerren,
Seh' ich ihn wartend mir zur Seite stehn.

Und manchmal, wenn bei wüsten Trinkgelagen
Der wildeste ich bin, blickt er mich an,
Als müßt' er mich und meine Gier beklagen,
Und doppelt schnell leer' ich den Becher dann.

Ich liebe ihn, den schweigenden Gesellen.
Er flößt mir Trost im schlimmsten Elend ein .
Mag jede andre Freundschaft auch zerschellen,
Mein Freund bleibt er, mein treuer, er allein.

Mein Schifflein tanzt, vom Lied des Sturms umpfiffen.
Ich harre ohne Neugier, ohne Hast,
Daß es zersplittert an des Lebens Riffen,
Und mit mir harrt mein stiller, bleicher Gast.



Ein Sonnenstrahl.

Graue Stunde — an die Scheiben
Pocht der Regen müd und schwach,
Durch das Hirn Gedanken treiben,
Blätter, die der Regen brach.

Keine Freude will erwachen,
Halt — was drängt sich da herein?
Wand an Wand tönt Kinderlachen,
Kinderlied klingt hinterdrein.

Wie das kosend, wie das schmeichelnd
Um das wunde Herz sich webt!
Wie das, Stirn und Wange streichelnd,
Alte Zeiten neu belebt!

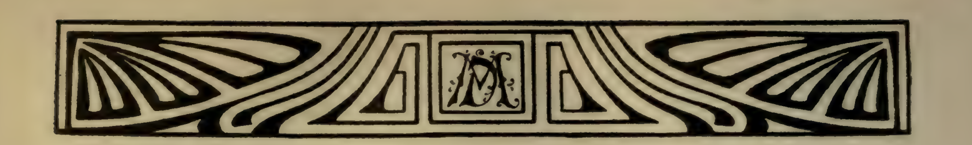
Vor mir liegt im Frühlingsschimmer
Mein vergess'nes Jugendtal,
Und durchs niedre, düstre Zimmer
Huscht ein goldner Sonnenstrahl.



Tagesgrößen.

Wie sie sich bläh'n,
Weil über Nacht
Zufalls Verseh'n
Groß sie gemacht!

Gönn' es den Herr'n!
Sei ohne Sorgen:
Heute modern,
Modern sie morgen.



Verblichene Schrift.

In alten Briefen hab' ich heut gekramt.
Auf Namen stieß ich, beinah schon vergessen.
Was unsre reichste Liebe einst besessen,
Zum Fremdling wird's, die Leidenschaft erlahmt.

Wo seid ihr, die ihr in mein Leben kamt,
Um voller Sehnsucht Herz an Herz zu pressen,
Die ihr bald scheu und schämig, bald vermessen,
Besitz von meinem ganzen Fühlen nahmt?

Verblichne Schrift starrt farblos mir entgegen.
Will nichts sich mehr aus früher'n Tagen regen?
Da zuckt es drüber hin in Sonnengluten.
Rot flimmert's jetzt. Geheimnißvolles Leben
Scheint plötzlich in der toten Schrift zu beben,
Und alte Wunden fangen an zu bluten.



Sprachroheit.

(Derjenige — Derselbe.)

Mir wird nicht leicht vor Aerger weh,
Doch faßt mich Zorn, der gelbe,
Wenn ich die Ungetüme seh':
„Derjenige — derselbe."

Ob Ihr die Sätze damit spickt
Am Nil, ob an der Elbe,
Gleich greulich klingt, gleich ungeschickt
„Derjenige — derselbe."

Klangvoll soll deutsche Sprache sein,
Drum scharrt ins Grabgewölbe
Die plumpen Humpelwörter ein
„Derjenige — derselbe."



Die Richterin.

Nacht ohne Schlummer, endlos dehnst du dich,
Dem Traume gleich, geträumt vom Fieberkranken.
In deinem finstern Banne jagen sich,
Ein Rudel wilder Wölfe, die Gedanken.

In grimmer Deutlichkeit läßt du erstehn
Die Stunden, die uns schwach und feige fanden,
Da wir, dem Spott, dem Nachteil zu entgehn,
Uns knechtisch an die Meinung andrer banden.

Gestalten ziehen düster vor uns hin,
Anklagende, die stummen Mundes schelten.
Nacht ohne Schlummer, harte Richterin,
Was wir gefehlt, du läßt es uns entgelten.

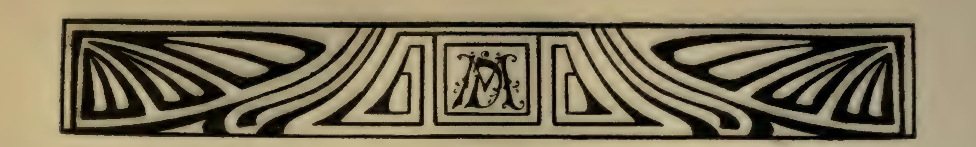


Allerlei Rauh.

Ein letztes Glück und einen letzten Tag
Hat Jeder, sagt der Dichter; ach, es mag
So mancher, bis sie endlich ihn begraben,
Aufs erste Glück umsonst gewartet haben.

Volkes Stimme, Gottes Stimme,
— Wenn es paßt in ihren Plan.
Aber sonst voll Spott und Grimme:
Pöbelweisheit, Pöbelwahn.

„Alles verstehen, heißt Alles verzeih'n,"
So hörst du sie salbungsvoll sprechen;
Doch denken die Braven dabei allein
An die eigenen Fehler und Schwächen.



Fata Morgana.

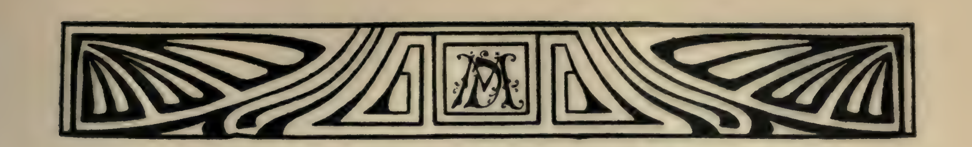
Auf Bergeshöhen und im tiefen Tal,
Im stillen Stübchen, wo wir grübelnd streben,
Im Straßenlärm mit seiner Wut und Qual,
Allüberall sehn wir sie vor uns schweben.

Sie locken uns mit heißer Werbekraft.
Entflammt, sind wir bemüht, sie zu erreichen.
Sie spornen uns zu höchster Leidenschaft,
Um, wenn wir nah sind, tückisch zu entweichen.

Sie bleiben immer neu und immer jung,
Die Luftgebilde, die wir keck begaffen,
Die unsre Sehnsucht, unsres Geistes Schwung
Und unsres Herzens Triebe uns geschaffen.

Wir suchen sie, bis uns das Grab bezwingt,
Obwohl wir ahnen, daß sie uns belügen,
Sie, deren Spiel uns schweres Unheil bringt
— Für die wir glühn, als ob wir Schätze trügen.





Ein Wintermärchen.

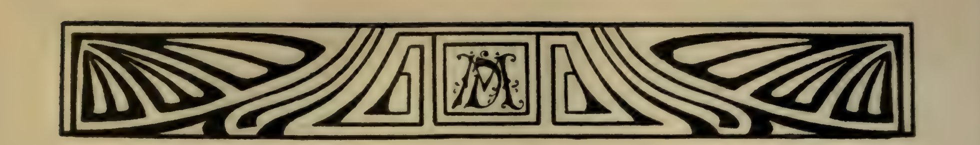
Grau ist der Tag. Des Windes Seufzer quälen
Das müde Herz, das sich am Leben plagt.
Kein Freund, der heitern Worts den Gram verjagt!
So will ich selbst ein Märchen mir erzählen.

Nicht von den Feen, die goldnes Haar sich strählen,
Von Königstöchtern nicht, die unverzagt
Ein Prinz aus Zaubernacht zu lösen wagt,
Und die den Retter zum Gemahl sich wählen.

Von einer armen Seele will ich singen,
Die Lebensglück ersehnt in heißem Ringen,
Mit wehem Blick auf kindlich frohe Pärchen.

Im Traume wiegt sie sich in Lust und Lachen,
Um jeden Morgen frierend zu erwachen,
— Wie ist es trüb und kurz, mein Wintermärchen.





Einsamkeit.

Warum das Los des Einsamen beklagen?
Du kannst für dich allein im Leben stehn,
Kannst ohne Freunde deine Straße gehn
Und dennoch eine Welt im Herzen tragen .

Kannst dennoch in den großen Menschheitsfragen
Partei sein und auf ihre Lösung sehn,
Und kannst, wo der Gesittung Fahnen wehn,
Wie andre für die Zukunft Schlachten schlagen.

Wie mag dich nur die Einsamkeit verdrießen,
Da in der Stille schönre Blumen sprießen,
Als dort, wo grell der Lärm des Tages schreit?

Die bunte Welt kann Gold und Lorbeern geben;
Sie schwinden schnell; ein immer reiches Leben
Gewährt dem Sinnenden die Einsamkeit.




W.Harmsen
Aus fremden Gärten





Annabel Lee.

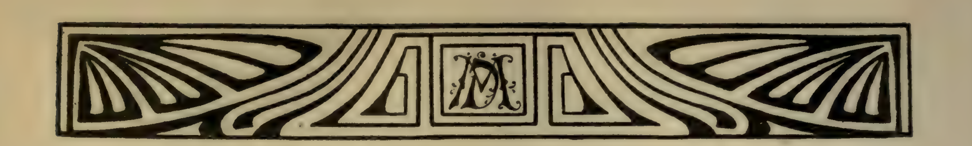
Nach dem Englischen des Edgar Allan Poe.

Manches, so manches Jahr entschwand,
Seit im Land an der See dahie,
Ein Mädchen lebte, vielleicht euch bekannt,
Mit Namen Annabel Lee;
Und dies Mädchen lebte nur einem Gefühl:
Daß sie mich liebte und ich sie.

Ich war ein Kind, und sie war ein Kind
In dem Land an der See dahie,
Doch wir liebten mit Liebe, die mehr als Lieb',
Ich und Hold Annabel Lee,
Daß des Himmels beschwingte Seraphim
Beneideten mich und sie.

Und dies war der Grund, daß — lang ist es her —
In dem Land an der See dahie,
Aus einer Wolke mit eisigem Hauch
Ein Sturm traf Annabel Lee,
So daß ihr hoher Verwandter kam
Und sie fortriß von mir, um sie
In einen Hügel zu schließen ein
Im Land an der See dahie.

Die Engel, im Himmel nicht halb so froh,
Wurden neidisch auf mich und sie —
Ja, dies war der Grund, wie Jeder weiß
Im Land an der See dahie,
Daß der Sturmwind zur Nacht aus der Wolke brach,
Wetternd zerschmetternd Hold Annabel Lee.



Doch unsere Liebe war stärker als die
Von Solchen, die älter als wir;
Von Vielen, die weiser als wir;
Und weder die Engel im Himmel hoch
Noch die Geister im Meeres-Verließ
Können jemals trennen die Seele mein
Von der Seele Schön Annabel Lee's:
Denn der Mond schimmert nie, ohne Traumpoesie
Zu bringen von Annabel Lee,
Und kein Stern sich erhebt, drin das Auge nicht lebt
Der schönen Annabel Lee.
Und so liege ich traut, wenn die Nacht niedergraut,
Zur Seit' meinem Lieb, meinem Glück, meiner Braut
In dem Hügel dahie an der See,
Ihrem Grab an der rauschenden See.

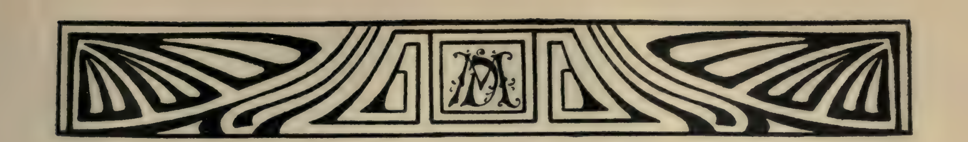


ANNABEL LEE.

BY EDGAR ALLAN POE.

It was many and many a year ago,
In a kingdom by the sea,
That a maiden there lived whom you may know,
By the name of Annabel Lee;
And this maiden she lived with no other thought
Than to love and be loved by me.

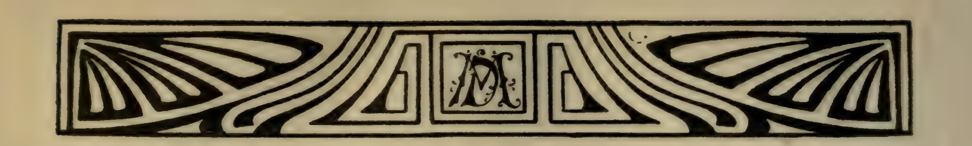
I was a child and she was a child
In this kingdom by the sea:
But we loved with a love that was more than love,—
I and my Annabel Lee.
With a love that the winged seraphs of heaven
Coveted her and me.



And this was the reason that, long ago,
In this kingdom by the sea,
A wind blew out of a cloud, chilling
My beautiful Annabel Lee;
So that her highborn kinsman came
And bore her away from me,
To shut her up in a sepulchre
In this kingdom by the sea.

The angels, not half so happy in heaven,
Went envying her and me,—
Yes!—that was the reason (as all men know
In this kingdom by the sea)
That the wind came out of the cloud by night,
Chilling and killing my Annabel Lee.

But our love it was stronger by far than the love
Of those who were older than we,—
Of many far wiser than we;
And neither the angels in heaven above,
Nor the demons down under the sea,
Can ever dissever my soul from the soul
Of the beautiful Annabel Lee:
For the moon never beams without bringing me dreams
Of the beautiful Annabel Lee
And the stars never rise, but I feel the bright eyes
Of the beautiful Annabel Lee;
And so all the night-tide, I lie down by the side
Of my darling—my darling—my life and my bride,
In the sepulchre there by the sea,
In her tomb by the sounding sea.



Beduinensang.

Nach dem Englischen des Bayard Taylor.

Aus der Wüste komm ich zu dir,
Das feurigste Roß trug mich her;
Hinter mir ließ ich den Wind,
Meine Sehnsucht war schneller als er.
Vor deinem Fenster ich steh,
Und mein Schrei'n hört die Mtiternacht:
Ich liebe dich, liebe nur dich,
Meine Liebe, sie glüht und wacht,
Bis die Sonne kalt,
Und die Sterne alt,
Und zum Buch des Gerichtes
Die Seele wallt.

Schau aus dem Fenster und sieh
Mein Verlangen und meine Pein!
Ich liege verschmachtend im Sand,
Dein Stolz trägt die Schuld allein.
Laß vom Nachtwind dir streifen die Stirn
Mit der Glut, die mein Seufzen entfacht,
Erbarm' dich, zu hören den Schwur
Einer Liebe, die glüht und wacht,
Bis die Sonne kalt,
Und die Sterne alt,
Und zum Buch des Gerichtes
Die Seele wallt.

Meine Schritte sind nächtlich gehetzt
Von dem Fieber, das mich erfaßt,
Zu hören vom Fenster das Wort,
Das Frieden mir gibt und Rast.
Oeffne des Herzens Tür
Und die Kammertür öffne sacht,
Daß mein Kuß deine Lippen lehr'
Eine Liebe, die glüht und wacht,
Bis die Sonne kalt,
Und die Sterne alt,
Und zum Buch des Gerichtes
Die Seele wallt.



BEDOUIN SONG.

BY BAYARD TAYLOR.

From the desert I come to thee
On a stallion shod with fire;
And the winds are left behind
In the speed of my desire.
Under thy window I stand,
And the midnight hears my cry:
I love thee, I love but thee,
With a love that shall not die
Till the sun grows cold,
And the stars are old
And the leaves of the judgment
Book unfold!

Look from thy window and see
My passion and my pain;
I lie on the sands below,
And I faint in thy disdain.
Let the night-winds touch thy brow
With the heat of my burning sigh,
And melt thee to hear the vow
Of a love that shall not die
Till the sun grows cold,
And the stars are old
And the leaves of the judgment
Book unfold!

My steps are nighty driven,
By the fever in my breast,
To hear from thy lattice breathed
The word shall give me rest.
Open the door of thy heart,
And open thy chamber door,
And my kisses shall teach thy lips
The love that shall fade no more
Till the sun grows cold,
And the stars are old
And the leaves of the judgment
Book unfold!



Auf Wiedersehn!

Nach dem Englischen des James Russell Lowell.

Sommer.

Am Pförtchen war's. Wie Sommerglück
Ließ sein Gezweig der Flieder wehn.
Sie öffnete. Mit feuchtem Blick
Bog sie beim Gehen sich zurück
Und sprach: „Auf Wiedersehn!"

Die Hand am Schloß, ein holdes Bild,
Blieb sie ein Weilchen zaudernd stehn,
Und nochmals, wie's beim Zweifeln quillt,
So leis und, wie der Nachttau mild,
Sprach sie: „Auf Wiedersehn!"

Der Lampe Glanz fällt auf den Stein;
Ich könnt' in süßer Qual vergehn.
Im Zimmer, dessen Luft, so rein,
Ich in Gedanken atme ein,
Denkt sie: „Auf Wiedersehn!"

Nun gingen dreizehn Jahr' ins Land;
Am Pförtchen wiederum ich lehn';
Ich höre rauschen ihr Gewand,
Der Flieder duftet, wie gebannt
Hör ich: „Auf Wiedersehn!"

O Mädchenkunst, verschämt und lieb!
Auf Englisch mocht' sie's nicht gestehn;
Dies aber Herz zu Herzen trieb,
Indes doch scheue Trennung blieb,
Dies Wort: „Auf Wiedersehn!"



Herbst.

Noch dreizehn Jahr'! Herbst ist es jetzt
In Herz und Hirn, auf Feld und Höh'n;
Die kahlen Bäume stehn zerfetzt,
Das Blatt, vom dürren Zweig gehetzt,
Seufzt nicht: „Auf Wiedersehn."

Zwei schauten einst der Drossel Nest,
Um das jetzt feuchte Winde wehn,
Und — o, daß Hoffnung uns verläßt! —
Die Drossel flötet im Geäst
Nicht mehr: „Auf Wiedersehn!"

Die Pforte ächzt in rost'gem Klang;
Da spielten wir mit Pein und Flehn;
Dann kam ein Abschied, wo, so bang
Und matt, das Herz umsonst sich zwang
Zum Wort: „Auf Wiedersehn!"

Trost gibt es, Glauben gibt's sogar;
Du sollst in Dunkelheit hier gehn,
Doch eine Stimme, süß und klar,
Sprach einst — 's sind achtzehnhundert Jahr' —
Gar mild: „Auf Wiedersehn!"

Wenn noch ein Grab die Erd' begehrt,
Dem Himmel wird Gewinn erstehn;
Ein Etwas meinen Qualen wehrt,
Ein Wort, im Orient einst gelehrt,
Das Wort: „Auf Wiedersehn!"



AUF WIEDERSEHN!

BY JAMES RUSSELL LOWELL.

❦

SUMMER.

The little gate was reached at last,
Half hid in lilacs down the lane;
She pushed it wide, and, as she passed,
A wistful look, she backward cast,
And said,—„Auf Wiedersehen!"

With hand on latch, a vision white
Lingered reluctant, and again
Half doubting, if she did aright,
Soft as the dew that fell that night
She said,—„Auf Wiedersehen!"

The lamps clear gleam flits up the stair;
I linger in delicious pain;
Ah, in that chamber, whose rich air
To breathe in thought I scarcely dare,
Thinks she,—„Auf Wiedersehen!"

'T is thirteen years; once more I press
The turf that silences the lane;
I hear the rustle of the dress,
I smell the lilacs and—ah, yes,
I hear,—„Auf Wiedersehen!"

Sweet piece of bashful maiden art!
The English words had seem to fain;
But these—they drew us, heart to heart,
Yet held us tenderly apart;
She said.—„Auf Wiedersehen!"



AUTUMN.

Still thirteen years! ’t is autumn now
On field and hill, in heart and brain,
The naked trees at evening sough;
The leaf to that forsaken bough
Sighs not,—„Auf Wiedersehen!”

Two watched the oriole’s pendent dome,
That now is void and dark with rain,
And one,—o hope more frail than foam!
The bird to his deserted home
Sings not,—„Auf Wiedersehen!”

The latchgate swings with rusty creak;
Once parting there we played at pain;
There came a parting, when the weak
And fading lips essayed to speak
Vainly,—„Auf Wiedersehen!”

Somewhere is comfort, somewhere faith,
Though thou in outer dark remain;
One sweet sad voice ennobles death,
And still, for eighteen centuries saith
Softly,—„Auf Wiedersehen!”

If earth another grave must bear,
Yet heaven has won a sweeter strain,
And something whispers my despair,
That from an orient chamber there
Floats down,—„Auf Wiedersehen!”



Prairiewolf.

Nach dem Englischen des Bret Harte.

Halb keck und halb feige, und träge dabei,
Unwillig, zu schweifen, zum Ruh'n viel zu scheu,
Versprengt von der Prairie in Zwielicht und Tau,
Durchschleicht er die Lichtung, ein Strauchdieb in Grau.

Ein Schatten im Felde, ein Geist dicht am Wall,
Jetzt springend, jetzt humpelnd, bereit jetzt zum Fall,
Schlappohrig, gelenkig, verschüchtert und schlau,
Doch immer ein Stromer, ein Strauchdieb in Grau.

He, Karlo, mein alter — er ist deiner Art,
Geh, such' ihn und jag' ihn hinweg von der Fahrt!
Wie? Mürrisch, mein Karlo? Ja Hunde sind flau,
Ihr Blut zu erkennen beim Strauchdieb in Grau.

Nun tu, was du willst — tu's listig und stumm,
Als Räuber, als Bettler — ich frag' nicht warum.
Doch gerecht wär's, zu helfen, wenn's trüb ist und rauh,
Dem vierfüßgen Mönche vom Orden in Grau.



COYOTE.

BY BRET HARTE.

Blown out of the prairie in twilight and dew,
Half bold and half timid, yet lazy all through;
Loath over to leave, and yet fearful to stay,
He limps in the clearing—an outcast in gray.

A shade on the stubble, a ghost by the wall,
Now leaping, now limping, now risking a fall,
Lop—eared and large—jointed, but ever away
A thoroughly vagabond outcast in gray.



Here, Carlo, old fellow—he's one of your kind,
Go, seek him and bring him in out of the wind.
What! snarling, my Carlo! So—even dogs may
Deny their own kind in the outcast in gray.

Well, take what you will—though it be on the sligh,
Marauding or begging—I shall not ask why,
But will call it a dole, just to help on his way
A four-footed friar in order of gray.



Vögel.

Nach dem Englischen des Richard Henry Stoddard.

Vögel singen vor dem Fenster
Töne schönster Melodie;
Täglich häng' ich aus mein Bauer,
Doch ein Vöglein fang ich nie.

Von Ideen mein Hirn erfüllt ist,
Täglich zwitschern sie darin;
Doch sie senken nicht die Flügel
Zu des Liedes Bauer hin.



BIRDS.

BY RICHARD HENRY STODDARD.

Birds are singing round my window,
Tunes the sweetest ever heard,
And I hang my cage there daily,
But I never catch a bird.

So with thoughts my brain is peopled,
And they sing there allday long,
But they will not fold their pinions
In the little cage of song.



Lied.

Nach dem Englischen des Bayard Taylor.

Verschleire dich, Egyptens Kind,
Mich quält der Augen Schein.
Ich muß sie meiden, denn sie sind
Altäre süßer Pein;
Tagscheue Flammen. Nahrung wird
Des Lichts unheil'ger Pracht
Gewährt von Geistern, die geirrt
In Leidenschaft und Nacht.

Sie lodern wie der Sündennot
Und wie der Schönheit Stern,
Leuchtfeuer, die zum sichern Tod
Ein irres Schifflein zerr'n.
Darum verhülle ihre Glut,
Sonst schwör' ich Hoffnung ab,
Und deiner Haare dunkle Flut
Wird meiner Mannheit Grab.



SONG.

BY BAYARD TAYLOR.

Daughter of Egypt, veil thine eyes!
I cannot bear their fire;
Nor will I touch with sacrifice
Those altars of Desire.
For there are flames that shun the day
And their unholy light
Is fed from natures gone astray
In passion and in night.



The stars of beauty and of sin,
They burn amid the dark,
Like beacons that to ruin win
The fascinated bark.
Then veil their glow, lest I forswear
The hopes thou canst not crown,
And in the black waves of thy hair
My struggling manhood drown.



Der Wanderer.

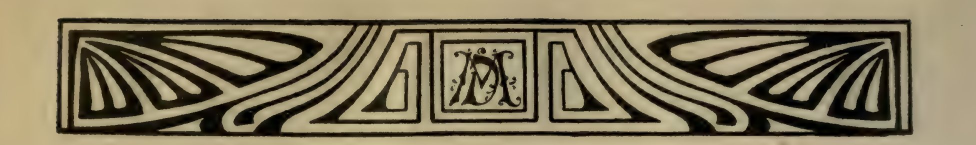
Nach dem Englischen des Eugene Field.

Weitab vom Meer ich eine Muschel fand,
Auf Bergeshöh',
Und wie der einsamen ich lauschte, drang
Ans Ohr mir stets vom Ozean ein Klang,
Ein Märchen stets, geboren in der See.

Wie kam die Muschel auf des Berges Höh'?
Wer sagt's uns an?
Warf lässig sie dorthin sorglose Hand?
Blieb sie, als Wasser übergoß das Land,
Bevor der Ewige sein Werk begann?

Seltsam, nicht wahr? Fern ihrem Heimatgrund
E i n Lied sie sang:
Ein Lied von den Geheimnissen der Flut,
Ein Lied vom Meer, das still und dunkel ruht,
Ein Echo immer von der Wogen Klang.

Und wie die Muschel singt auf Bergeshöh'
Vom Meer allein,
So klingt mein Lied, wie weit entfernt ich bin,
Wo ich auch ziehe meines Wegs dahin,
Heimat von dir, von dir, o Heimat mein.



THE WANDERER.

BY EUGENE FIELD.

Upon a mountain height, far from the sea,
I found a shell,
And to my listening ear the lon'ly thing
Ever a song of ocean seemed to sing,
Ever a tale of ocean seemed to tell.

How came the shell upon that mountain height?
Ah, who can say
Whether there dropped by some to careless hand,
Or whether there cast when ocean swept the land,
Ere the Eternal had ordained the Day?

Strange, was it not? Far from its native deep,
One song it sang,—
Sang of the awful mysteries of the tide,
Sang of the misty sea, profound and wide,
Ever with echoes of the ocean rang.

And as the shell upon the mountain height
Sings of the sea,
So do I ever, leagues and leagues away—
So do I ever, wandering where I may,—
Sing, o my home! sing, o my home! of thee.



Mahnung.

Nach dem Englischen des Charles G. D. Roberts.

Ein müder Wind vom End der Welt
Veränderte die Stadt;
In die vertrauten Schritte klingt
Ein Ton, so fremd und matt.

Ein Unsichtbares pocht beim Wehn
Des Laubs an Tür und Tor;
Ein Unbekanntes raunt, wenn sich
Schweigend der Wind verlor.

Und stutzend blickt der Wandrer auf,
Eilt dann, so schnell er mag,
Als rief' man ihn und sagte ihm,
Wie kurz sein Tag.



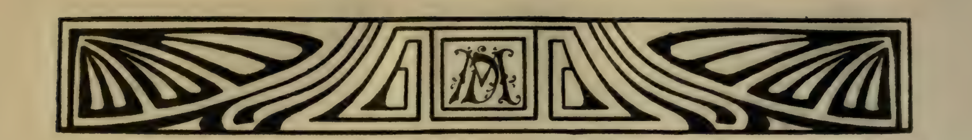
MONITION.

BY CHARLES G. D. ROBERTS.

A faint wind, blowing from World's End,
Made strange the city street.
A strange sound mingled in the fall
Of the familiar feet.

Something unseen whirled with the leaves
To top on door and sill.
Something unknown went whispering by
Even when the wind was still.

And men looked up with startled eyes,
And hurried on their way,
As if they had been called, and told
How brief their day.



Niemals mehr.

Nach dem Englischen des Richard Henry Stoddard.

's gibt Ersatz für jeden Schaden,
Balsam für der Leiden Heer,
Doch wenn Jugend uns entglitt,
Nimmt sie aus dem Herzen mit
Etwas, das kommt niemals mehr.

Wir sind stärker, wir sind besser,
Herrscht die Mannheit ernst und schwer,
Doch wir fühlen: Süßes zog
Mit der Jugend, die entflog,
Und zurück kehrt's niemals mehr.

Etwas Schönes ist geschwunden,
Fruchtlos spähen wir umher;
Wir empfinden seinen Duft
Auf der Erde, in der Luft,
Doch zurück kehrt's niemals mehr.



NEVER AGAIN.

BY RICHARD HENRY STODDARD.

There are gains for all our losses,
There are balms for all our pain:
But when youth, the dream, departs,
It takes something from our hearts
And it never comes again.

We are stronger, we are better
Under manhoods sterner reign:
Still we feel that something sweet
Follow'd youth, with flying feet
And will never come again.

Something beautiful is vanish'd
And we sigh for it in vain:
We behold it everywhere,
On the earth and in the air,
But it never comes again.



November.

Nach dem Englischen der Elizabeth Stoddard.

Vom welken Laube hab' ich viel erzählt;
Lang lauscht' ich auf des Windes Klagelaut,
Und sah, wie er die schweren Wolken pflügt,
Der Herbst ist meinem trüben Sinn vertraut.

„Das Jahr erstirbt, die Blumen all sind tot,"
So seufzt, erscheint der Herbst, des Dichters Lied.
„Die Garben sind herein, die Wachtel streicht
Durchs Stoppelfeld, die Lerche aber schied."

Indes der Herbst zeigt Weihnachtsjubel an.
Stechpalmen-Beeren und der Epheubaum,
Des alten Jahres Bahre kränzen sie,
— Ich gebe ihrem Trauersang nicht Raum.

Im Herbstwaldgrund, wo zack'ge Farren stehn
Und rauhes Moos, füllt Friede meine Brust.
Die kahlen Bäume haben mich gelehrt:
Verlust der Schönheit ist nicht stets Verlust.

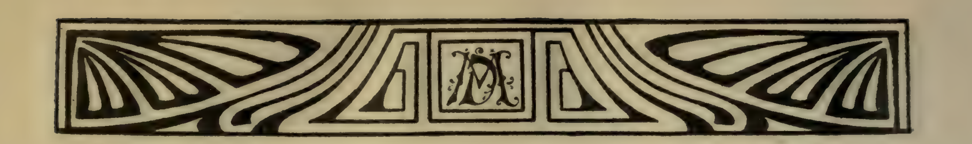


NOVEMBER.

BY ELIZABETH STODDARD.

Much have I spoken of the faded loaf;
Long have I listened to the wailing wind,
And natched it ploughing through the heavy clouds,
For autumn charms my melancholy mind.

When autumn comes, the poets sing a dirge;
The year must perish; all the flowers are dead;
The sheaves are gathered; and the mottled quail
Runs in the stubble, but the lark has fled!



Still, autumn ushers in the Christmas cheer,
The holly-berries and the ivy-tree:
They weave a chaplet for the Old Years' bier,
These waiting mourners do not sing for me.

I find sweet peace in depths of autumn woods,
Where grow the ragged ferns and roughened moss;
The naked, silent trees have taught me this,—
The loss of beauty is not always loss.



Walter von der Vogelweide.

Nach dem Englischen des Henry Wadsworth Longfellow.

Vogelweid, der Minnesänger,
Als er schied von dieser Welt,
Unter Würzburgs Münster-Türmen
Er dem Leib die Gruft bestellt.

Und er gab sein Gold den Mönchen,
Alles gab er mit dem Wort:
„Streut den Vögeln täglich Futter
Hin auf meinen Ruhe-Ort!

„Denn von diesen Wandersängern
Lernt' ich selber meinen Sang;
Danken will ich für die Kunst jetzt,
Die sie lehrten süß und lang."

Damit starb der Minnedichter,
Und erfüllend sein Begehr,
Fütterten des Chores Kinder
Tag für Tag der Vögel Heer.

Täglich, über Turm und Zinnen
So in Sturm wie Sonnenschein,
Flatterten der Luft Poeten,
Täglich her in dichten Reih'n.



Anf dem Baum, der, schwer geästet,
Weiter Runde Schatten gab,
Auf Herrn Walters Monumente,
Auf dem Pflaster, auf dem Grab,

An den Fenstern, an den Türen
Ward von ihnen ungescheut
Jener Wettkampf auf der Wartburg,
Den der Dichter focht, erneut.

Und sie sangen Jubellieder,
Zwitscherten in lust'gem Streit,
Und der Name, den sie sangen,
War der Name Vogelweid.

Bis zuletzt der Bischof brummte:
„Wozu füttern diese Brut?
Besser ist's, die Spenden kommen
Unsrer Brüderschaft zu gut."

Fruchtlos über Turm und Zinnen
Nahte aus dem Nest, so warm,
Wenn die Mittags-Glocken klangen,
Nun der ungebet'ne Schwarm.

Fruchtlos um die Zinnen flatternd,
Riefen mit des Hungers Schrei
Die beschwingten Minnesänger
Jetzt die Kinderschar herbei.

Zeit hat längst zerstört die Inschrift,
Die auf Walters Grabstein stand,
Ueberlief'rung nur erzählt uns,
Wo der Dichter Ruhe fand.

Aber um die Kathedrale
Zwitschern wie in alter Zeit
Noch die Vöglein die Legende
Und den Namen Vogelweid.



WALTER VON DER VOGELWEIDE.

BY HENRY WADSWORTH LONGFELLOW.

Vogelweide, the Minnesinger,
When he left this world of ours,
Laid his body in the cloister,
Under Würtzburg's minster towers.

And he gave the monks his treasures,
Gave them all with this behest:
They should feed the birds at noon-tide
Daily on his place of rest;

Saying, "From these wandering minstrels
I have learned the art of song;
Let me now repay the lessons
They have taught so well and long."

Thus the bard of love departed;
And, fulfilling his desire,
On his tombs the birds were feasted
By the children of the choir.

Day by day, o'er tower and turret,
In foul weather and in fair,
Day by day, in vaster numbers,
Flocked the poets of the air.

On the tree whose heavy branches
Overshadowed all the place,
On the pavement, on the tombstone,
On the poet's sculptured face,

On the cross-bars of each window,
On the lintel of each door,
They renewed the War of Wartburg,
Which the bard had fought before.



There they sang their merry carols,
Sang their lauds on every side;
And the name their voices uttered
Was the name of Vogelweide.

Till at length the portly Abbot
Murmured, "Why this waste of food?
Be it changed to loaves hence forward
For our fasting brotherhood."

Then, in vain o'er tower and turret,
From the walls and woodland nests,
When the minster bells rang noon-tide,
Gathered the unwelcome guests.

Then in vain, with cries discordant,
Clamorous round the Gothic spire,
Screamed the feathered Minnesingers
For the children of the choir.

Time has long effaced the inscriptions
On the cloister's funeral stones,
And tradition only tells us
Where repose the poet's bones.

But around the vast cathedral,
By sweet echoes multiplied,
Still the birds repeat the legend,
And the name of Vogelweide.





Die Blauen und die Grauen.

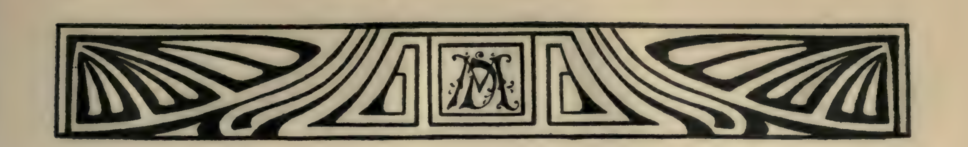
Nach dem Englischen des Francis Miles Finch.

An den Fluten des Binnenlandflusses
— Keine Kriegsschiffe furchen ihn mehr —
Wo die Halme des Riedgrases zittern,
Da schlummert der Toten Heer:
Unterm Rasen und Tau, erwartend,
Den Tag des Gerichtes zu schauen,
Die Blauen unter dem einen,
Unter dem andern die Grauen.

Jene im Kleide des Ruhmes,
Diese geschlagen im Streit,
Liegen sie, blutbespritzt alle,
In der Dämm'rung der Ewigkeit:
Unterm Rasen und Tau, erwartend,
Den Tag des Gerichtes zu schauen,
Die Blauen unter dem Lorbeer,
Unter der Weide die Grauen.

Vom Schweigen schmerzvoller Stunden
Zieh'n Trauernde düster und bleich,
Beladen mit Blumen der Liebe
Für Freund und Gegner zugleich:
Unterm Rasen und Tau, erwartend,
Den Tag des Gerichtes zu schauen,
Ruh'n die Blauen unter den Rosen,
Unter den Lilien die Grauen.

Seht, wie in gleichem Glanze
Die Strahlen des Morgenrots glüh'n
Mit gleichem zärtlichen Kusse
Auf den Blumen, die Allen blüh'n!

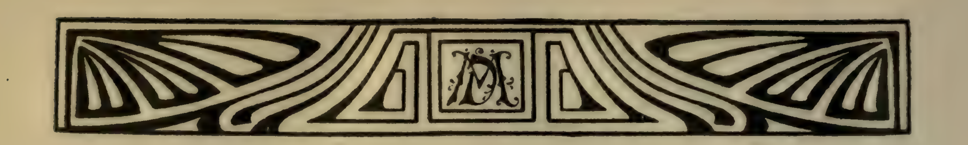


Unterm Rasen und Tau, erwartend,
Den Tag des Gerichtes zu schauen,
Ruh'n die Blauen, von Gold überflutet,
Ruh'n, von Gold mild umschimmert, die Grauen.

Und wenn das Rufen des Sommers
Durch Wälder und Felder verklingt,
Dann ist es das gleiche Gemurmel.
Das der kühlende Regen bringt:
Unterm Rasen und Tau, erwartend,
Den Tag des Gerichtes zu schauen,
Sind's die Blauen, die Regen empfangen,
Empfangen den Regen die Grauen.

Ernst, doch nicht unter Schmähen
Ward die herrliche Tat vollbracht,
Im Sturme der Jahre, die schwanden,
Schlug man keine stolzere Schlacht:
Unterm Rasen und Tau, erwartend,
Den Tag des Gerichtes zu schauen,
Ruh'n die Blauen unter den Blüten,
Unter den Kränzen die Grauen.

Kein Kriegsruf mehr trenne, es rinne
In die Wellen kein Blut mehr hinab!
Sie bannen den Zorn uns für immer,
Die da schmücken der Helden Grab:
Unterm Rasen und Tau, erwartend,
Den Tag des Gerichtes zu schauen,
Den Blauen dort Liebe und Tränen
Und Tränen und Liebe den Grauen.



THE BLUE AND THE GRAY.

BY FRANCIS MILES FINCH.

By the flow of the inland river,
Whence the fleets of iron have fled,
Where the blades of the grave-grass quiver,
Asleep are the ranks of the dead:
Under the sod and the dew,
Waiting the judgment-day;
Under the one, the Blue,
Under the other, the Gray.

These in the robings of glory,
Those in the gloom of defeat,
All with the battle-blood gory,
In the dusk of eternity meet.
Under the sod and the dew,
Waiting the judgment-day;
Under the laurel, the Blue,
Under the willow, the Gray.

From the silence of sorrowful hours
The desolate mourners go,
Lovingly laden with flowers
Alike for the friend and the foe:
Under the sod and the dew,
Waiting the judgment-day;
Under the roses, the Blue,
Under the lilies, the Gray.

So with an equal splendor,
The morning sun-rais fall,
With a touch impartially tender,
On the blossoms blooming for all;



Under the sod and the dew,
Waiting the judgment-day;
Broidered with gold, the Blue,
Mellowed with gold, the Gray.

So, when the summer calleth
On forest and field of grain,
With an equal murmur falleth
The cooling drip of the rain:
Under the sod and the dew,
Waiting the judgment-day;
Wet with the rain, the Blue,
Wet with the rain, the Gray.

Sadly, but not with upbraiding,
The generous deed was done,
In the storm of the years that are fading
No braver battle was won:
Under the sod and the dew,
Waiting the judgment-day;
Under the blossoms, the Blue,
Under the garlands, the Gray.

No more shall the war-cry sever,
Or the winding rivers be red;
They banish our anger forever,
When they laurel the graves of our dead!
Under the sod and the dew,
Waiting the judgment-day;
Love and tears for the Blue,
Tears and love for the Gray.



Die Söhne Marthas.

Nach dem Englischen des Rudyard Kipling.

Die Söhne Marias härmen sich selten; sie haben ererbt, was schön und gut;
Aber Marthas Söhne müssen entgelten der Mutter Sorgen und schweres Blut.
Weil ihre Ruhe sie einst verloren und heftig war gegen den Herrn, ihren Gast,
Sind ihre Söhne zum Fronen erkoren — bis ans Ende der Welt, ohne Gnade und Rast.

Sie haben für immer als Grundstein zu dienen und jedem Sturme zu widerstehn;
Die Last des Getriebes, sie ruht auf ihnen; ihre Pflicht ist's, nach jeder Weiche zu sehn.
Sie haben die Räder im Laufe zu halten, kein Packen und kein Entladen zu scheun,
Rechnung zu legen, des Fahrdiensts zu walten, daß Marias Söhne in Frieden sich freun.

Sie sagen den Hügeln: „Fort sollt ihr euch heben!" Sie sagen den Flüssen: „Auf, trocknet ein!"
Unter ihren Hebeln die Felsen erbeben; sie fürchten vor nichts sich, wie hoch es mag sein.
Es geraten die Berge durch sie ins Gleiten; das Lager der Tiefe liegt blank und bloß,
Daß die Söhne Marias darüber schreiten, gemächlich, im Schlaf fast und sorgenlos.

Sie spüren den Tod in den Fingerspitzen, wenn die Faust die Drähte zusammenschweißt;
Er lehnt an der Pforte, die sie beschützen; er hungert, wo ihr Fabrikfeuer gleißt.
Sie wagen sich noch vor Morgengrauen in seinen furchtbaren Rachen hinein.
Dem Stiere am Halfter gleich ist er zu schauen, den sie führen bis tief in den Abendschein.



Für sie gibt's vom Tag der Geburt an kein Hoffen; für sie kann
Erlösung im Tod erst erblühn;
Stets werden von heimlichem Leid sie getroffen; tief unter der
Erd' ihre Altäre glühn.
Sie haben verborgenen Quell zu enthüllen, ihn wieder zu leiten
ins Land hinein.
Wie in ein Kelchglas die Fluten zu füllen und von trostloser
Dürre die Stadt zu befrein.

Sie sprechen nicht: „Unser Gott gibt ein Zeichen, wenn unseren
Werken Zerstörung droht."
Sie brüsten sich nicht: „Wir dürfen entweichen von unserer
Arbeit nach eignem Gebot."
Wie auf bevölkertem, lichten Grunde, so stehn in der Wüste sie
da, in der Nacht:
Müd' und doch wachsam zu jeder Stunde, daß lang ihren
Brüdern das Leben lacht.

Entholzt ihr die Wälder, entfernt ihr die Steine, daß bequem
die Strecke durchquert werden kann,
Schon seht ihr am Boden in schwärzlichem Scheine das Blut, das
den Söhnen Marthas entrann:
Nicht, um von der Erde zum Himmel zu heben, nicht, um zu
erbauen einen Altar,
Nein, als einfache Arbeit der Menschheit gegeben, bei gemein-
samen Nöten und gleicher Gefahr.

Und die Söhne Marias lächeln, gesegnet; sie wissen, die Engel
sind ihnen nah;
Sie wissen, in Strömen der Liebe regnet es nieder, und reichstes
Erbarmen ist da.
Sie sitzen zu Füßen der Engel in Gnaden, sie wissen: Ver-
heißung nimmt ihren Lauf;
Sie haben ihr Kreuz auf den Herrn geladen, und der Herr —
legt Marthas Söhnen es auf.



THE SONS OF MARTHA.

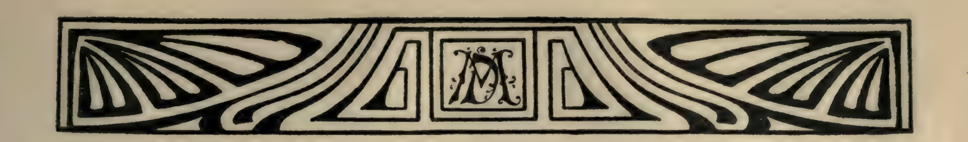
BY RUDYARD KIPLING.

The Sons of Mary seldom bother, for they have inherited
that good part,
But the Sons of Martha favor their mother of the careful
soul and the troubled heart;
And because she lost her temper once, and because she was
rude to the Lord, her Guest,
Her Sons must wait upon Mary's Sons—world without end,
reprieve, or rest.

It is their care in all the ages to take the buffet and cushion
the shock,
It is their care that the gear engages; it is their care that the
switches lock;
It is their care that the wheels run truly; it is their care to
embark and entrain,
Tally, transport, and deliver duly the Sons of Mary by land
and main.

They say to the mountains, "Be ye removed!" They say to
the lesser floods, "Run dry!"
Under their rods are the rocks reproved—they are not afraid
of that which is high.
Then do the hilltops shake to the summit; then is the bed of
the deep laid bare,
That the Sons of Mary may overcome it, pleasantly sleeping
and unaware.

They finger Death at their glove's end when they piece and
repiece the living wires.
He rears against the gates they tend; they feed him hungry
behind their fires.
Early at dawn ere men see clear they stumble into his ter-
rible stall,
And hale him forth like a haltered steer, and goad and turn
him till evenfall.

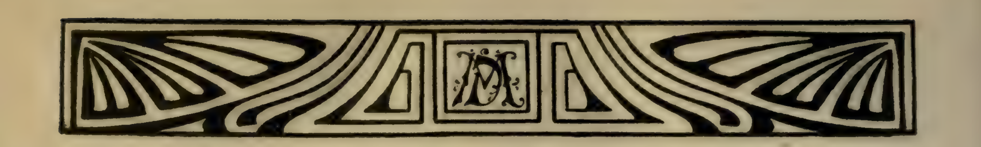


To these from birth is Belief forbidden, from these till death is relief afar,—
They are concerned with matters hidden,—under the earth line their altars are.
The secret fountains to follow up, waters withdrawn to restore to the mouth,—
Yea, and gather the floods as in a cup, and pour them again at a city's drouth.

They do not preach that their God will rouse them a little before the nuts work loose;
They do not teach that His Pity allows them to leave their work whenever they choose.
As in the thronged and the lightened ways, so in the dark and the desert they stand,
Wary and watchful all their days, that their brethren's days may be long in the land.

Lift ye the stone, or cleave the wood, to make a path more fair or flat,—
Lo! it is black already with blood some Sons of Martha spilled for that.
Not as a ladder from Earth to Heaven, not as an altar to any creed,
But simple service, simply given to his own kind, in their common need.

And the Sons of Mary smile and are blessed—they know the angels are on their side.
They know in them is the grace confessed, and for them are the Mercies multiplied.
They sit at the Feet, and they hear The Word—they know how truly the Promise runs.
They have cast their burden upon the Lord, and—the Lord He lays it on Martha's Sons.



Eroberer Wurm.

Nach dem Englischen des Edgar Allan Poe.

Sieh! Welch festliche Nacht
In später Jahreszeit!
Eine Schar von Engeln wacht
Im weißen, wallenden Kleid
Vor einer Bühne, zu schauen,
Während Welten-Musik ertönt,
Ein Stück voll Hoffen und Grauen,
Bei dem die Seele stöhnt.

Figuren von edler Gestalt
Murmeln leise und fleh'n,
Nahen und schwinden bald
Gleich Puppen, die kommen und gehn:
Auf Geheiß von formlosen Dingen,
Die Bilder an Bilder reih'n,
Die mit mächtigen Kondor-Schwingen
Beschatten unendliche Pein.

Das Spiel kommt nimmer zur Ruh,
Ob Stunde auf Stunde weicht,
Mit seinem Blendwerk, das immerzu
Gejagt wird und nie wird erreicht.
Es dreht sich im Kreise, es kehren
Die Puppen stets wieder zurück,
Und Zorn und Schreck und Begehren
Bestimmen den Inhalt vom Stück.

Da, hin zur Bühne windet sich
Ein rotes, kriechendes Tier.
Scharf ist sein Biß und scharf sein Stich.
Es saugt in wilder Gier



Ohne Gnade und Ermatten
  An den Puppen, den Menschen sich fest,
Die sein Biß, die sein Stich zu Schatten,
  Zu leblosen werden läßt.

Die Engel schluchzen in wildem Weh
  Bei der Würmer gräßlichem Schmaus.
Die Lichter erlöschen. Der tiefe See
  Der Finsternis breitet sich aus.
Auf die Bühne, die Trümmer bedecken,
  Rauscht der Vorhang wie grollender Sturm.
„Mensch" heißt die Tragödie der Schrecken,
  Ihr Held ist Eroberer Wurm.

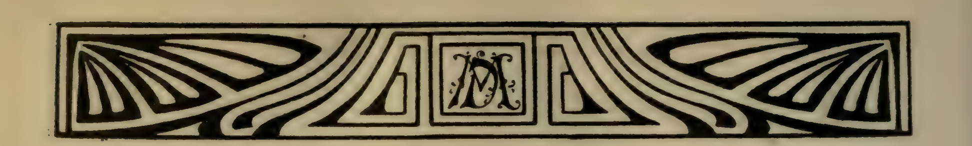


THE CONQUEROR WORM.

BY EDGAR ALLAN POE.

Lo! 'tis a gala night
  Within the lonesome latter years.
An angel throng, bewinged, bedight
  In veils, and drowned in tears,
Sit in a theatre, to see
  A play of hopes and fears,
While the orchestra breathes fitfully
  The music of the spheres.

Mimes, in the form of God on high,
  Mutter and mumble low,
And hither and thither fly,—
  Mere puppets they, who come and go



At bidding of vast formless things
  That shift the scenery to and fro,
Flapping from out their Condor wings
  Invisible Woe!

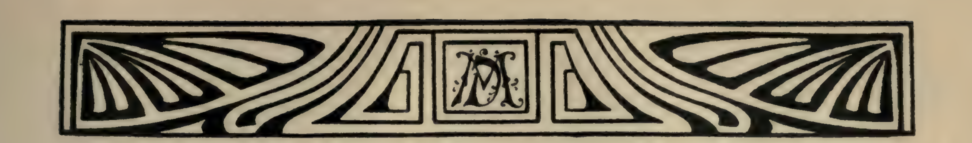
That motley drama—oh, be sure
  It shall not be forgot!
With its Phantom chased for evermore,
  By a crowd that seize it not,
Through a circle that ever returneth in
  To the self-same spot,
And much of Madness, and more of Sin,
  And Horror the soul of the plot.

But see, amid the mimic rout
  A crawling shape intrude!
A blood-red thing that writhes from out
  The scenic solitude!
It writhes!—it writhes!—with mortal pangs
  The mimes becomes its food,
And the angels sob at vermin fangs
  In human gore imbrued.

Out—out are the lights—out all!
  And, over each quivering form,
The curtain, a funeral pall,
  Comes down with the rush of a storm,
And the angels, all pallid and wan,
  Uprising, unveiling, affirm
That the play is the tragedy, "Man,"
    And its hero the Conqueror Worm.


Maria Magdalena
Ein Schauspiel in einem Aufzug
WK





Personen:

Quintus Martius, ein römischer Feldhauptmann.
Melitta, sein Bettschatz.
Ephraim, ein jüdischer Arzt.
Hippolyt, ein griechischer Gaukler.
Knut } Söldner aus Germanien.
Eribert }
Maria Magdalena.

Ort der Handlung: Eine Wachtstube im Palaste des Pontius Pilatus zu Jerusalem.

Zeit: Der Abend vor der Kreuzigung Christi.





Erste Szene.

(Der Hauptmann wandert in dem reich mit Waffen geschmückten Zimmer wuchtigen Schrittes auf und ab. Auf einem Ruhebette im Hintergrunde liegt Melitta. Zu ihren Füßen kauert Hippolyt, ein buckliger Zwerg, der mit Glaskugeln spielt, die er in die Höhe wirft und geschickt wieder auffängt. Am Kopfende des Lagers steht Ephraim, die Hand leicht auf Melittas Stirn gelegt.)

Ephraim (schlank gebauter Mann in den dreißiger Jahren, mit klugen, glatten, undurchdringlichen Zügen), von Melitta mit halber Wendung sich abkehrend zum Hauptmann:

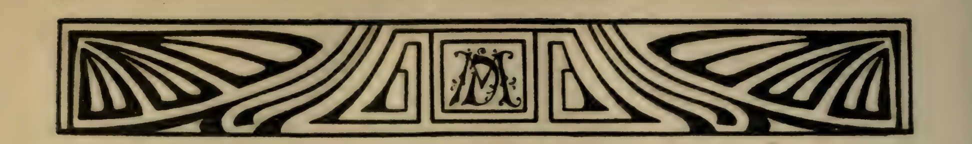
Seid ohne alle Sorge, Quintus Martius!
Der Fall ist nicht so böse, wie Ihr denkt.
Ein leichtes Fieber, das sich legen wird,
Wenn die Patientin fern von allem Lärm
Der tiefsten Ruhe ein paar Tage pflegt.

Hauptmann (Anfangs der Fünfziger, kriegerische Erscheinung, rauh in Sprache und Geberden):

Ich denke gar nichts. Eure Sache ist's,
Melitta's Zustand festzustellen und
Dafür zu sorgen, daß sie bald gesundet.

Melitta (fünfundzwanzigjährig, üppig, schwarzhaarig, glutäugig; mit wilder Leidenschaft emporfahrend):

O, wär' ich nie in dieses Land gekommen,
Niemals in diese schmutz'ge, öde Stadt,
In der kein Lied, kein Lautenspiel erklingt,
In der die Menschen tückischen Gesichtes,
Schleifenden Ganges ihre Straße ziehn,
So finster wie ihr unbarmherz'ger Gott,
Von dem ich Schauerliches raunen hörte!



(Ruhiger werdend) Ihr irrt Euch, Ephraim, ich werd' nicht mehr
Von meinem Leid genesen, ich werd' sterben,
Und wenn an keiner andern Krankheit, so
Vor Sehnsucht nach dem Himmel Griechenlands,
Nach meiner Kindheit Stätten, nach den Tänzen,
Die eine Huld'gung unsrer Götter sind,
Der ewig heitern, die die Freude lieben.
(Wieder voll Leidenschaft) Ich werde sterben bald, und, ach, mein
Grab
Wird nicht in meiner Heimat-Erde sein!

Hauptmann: Schwatz nicht so blöde! Laß die großen Worte!
Ich kenne dich zu gut — du lebst noch lange.

Hippolyt (ein Buckliger undefinierbaren Alters; Tücke, Gier und Unterwürfigkeit sprechen aus seinen faltigen Zügen; vor sich hinmurmelnd):
Die Katze ist das zäheste der Tiere.

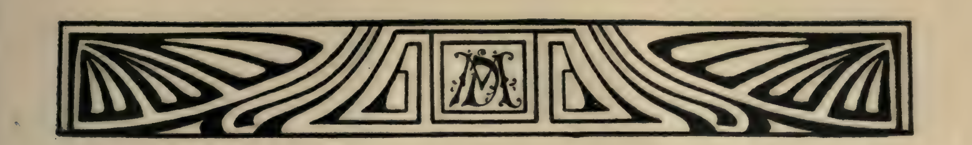
Hauptmann: Was sagst du, Hund?

Hippolyt (unterwürfig): Nichts, Herr, ich träumte nur.

Hauptmann: Ich möcht' dir auch nicht raten, dich zu mucksen,
Dein Rücken dürfte rasch die Peitsche spüren.
Melitta mag an deinen Albernheiten,
An deinen Gauklerkünsten sich ergötzen;
Sie ist ein Weib, das buntes Blendwerk liebt,
Sie braucht ein Spielzeug, wie die Weiber alle.

Ephraim (mahnend): Regt sie nicht auf, ich bitt' Euch, Quintus Martius!

Hauptmann (ohne auf ihn zu achten, zu Hippolyt gewendet, fortfahrend):
Melitten magst du deine Kindermärchen,
Die tollen Lügen, die du weißt, erzählen.



In meiner Gegenwart hast du zu schweigen.
Dein Anblick schon erweckt mir Uebelkeit.
Drum reiz' mich nicht, sonst würd' ich rücksichtslos — — (bricht
plötzlich ab und wendet sich schroff um).

Ephraim (für sich): Wie kann er nur in solche Wut geraten,
An diesen Krüppel Drohungen verschwenden,
An diesen Ausbund aller Häßlichkeit?
Sollt' er am Ende — köstlicher Gedanke —
Auf diesen Knirps gar eifersüchtig sein?
Und sollt', so ungeheuerlich es klingt,
Der Argwohn ihm die richt'gen Pfade weisen?
— — Die Weiber haben seltsame Gelüste.

Melitta (ist unterdessen dem Hauptmann ins Wort gefallen; von ihrem Ruhebett aufspringend, ihn zornfunkelnd anstarrend):
Was würdest rücksichtslos du sonst? Sprich weiter!
Nein, schweig! Ich weiß schon, was du sagen willst!
Umbringen möchtest du am liebsten ihn,
Damit die einzige Zerstreuung mir
Geraubt wird und ich niemand um mich habe,
Der mir durch seine Künste, seine Späße,
Die grauen Tage etwas lichter macht!

Hauptmann: Die einzige Zerstreuung! — das ist gut!
Bist du nicht stets zu finden, wo sie gaffen?
Steckst du die Nase nicht in jeden Topf?
Rennst du den Nachbarn nicht die Türen ein?
Standst du inmitten nicht des Pöbels, der,
Die Luft mit stinkigem Gedünst vergiftend,
Vor wen'gen Tagen sich zusammendrängte,
Dem neu'sten Volksbeglücker zuzujauchzen,



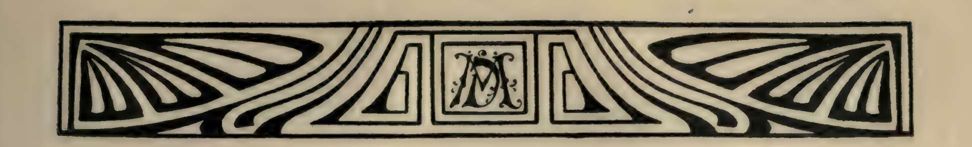
Dem Narr'n von Nazareth, dem tollen Schwärmer,
Der allen Menschen Frieden bringen wollte?

Melitta (heftig; beim Reden mehr und mehr in den Vordergrund tretend):
Soll ich vielleicht in meiner Kammer hocken,
Gibt's wirklich hier mal was Besonderes?
Ja, ich war da, und ich bereu' es nicht.
So hab' ich dieses Volk noch nie geseh'n,
Wie an dem Tag, da der Prophet hielt Einzug.
Verwandelt war's. Es lag ein Sonnenglanz
Auf den sonst ewig mürrischen Gesichtern.
Sie streuten auf den Weg ihm Palmenzweige,
Sie riefen ihn mit heißen Kosenamen
Und ihre rauhe Sprache klang melodisch.
Und er mit unbeschreiblich mildem Lächeln
Schien innig jeden Einzelnen zu grüßen.
Auf einem Esel ritt er,

Hippolyt (nachdem er sich überzeugt, daß niemand auf ihn achtet):
Gleich und Gleich;
Nur fragt sich, wer der größte Esel war.

Melitta (ohne eine Sekunde pausirt zu haben):
Er streichelte mit seiner schmalen Hand
Des Grautiers Fell in sanfter Zärtlichkeit,
Hol dann die Hand, als wollte er dem Volk
Den Segen seines Gottes übermitteln.
O, er sah reizend aus, ein schöner Mann.

Ephraim (langsam): Der schöne Mann — gekreuzigt wird er morgen.



Melitta: Was sagt Ihr da? Das ist unmöglich doch,
Ein Mensch wie der kann kein Verbrecher sein.

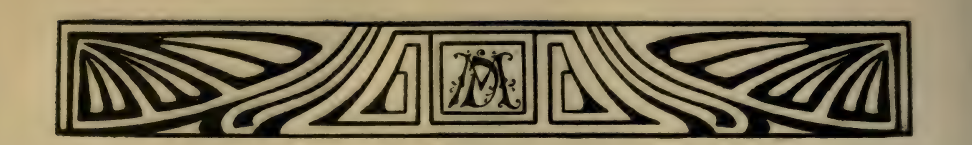
Ephraim (gelassen):
Er ist's. Man hat den Schwärmer überführt,
Daß er die Menge aufzustacheln suchte,
Sich zu empören gegen unsern Herrn,
Den großen Kaiser, der die Welt regiert.
Der Rebellion hat man ihn überführt,
Den Lugpropheten mit dem milden Lächeln.
Am Kreuze wird er morgen dafür büßen,
Daß er der Juden König wollte sein.

Melitta: Ah, also wirklich! O, das muß ich schauen.
Ganz nah am Kreuze muß ich dabei steh'n.
Ich bin schon jetzt gespannt, wie er sich ausnimmt,
Wenn lange Nägel sie ins Fleisch ihm bohren.
Ob er dann auch so süß noch lächeln mag?

Ephraim: Ihr wollt am Kreuz ihn sehen? Nimmermehr!
Wie herzlich gern ich Euch den Anblick gönne,
So muß ich Euch doch bitten, fern zu bleiben.
Bedenkt, Ihr seid nicht wohl! Leicht läßt das Fieber
Bezwingen sich, wenn Ihr Euch still verhaltet,
Doch jede Aufregung bringt Euch Gefahr.
Begnügt Euch mit dem tröstenden Gedanken,
Daß der Rebell, der gegen seinen Kaiser
Den rasch betörten Haufen hetzen wollte,
Die wohlverdiente Strafe morgen leidet.

Hauptmann: Wißt Ihr das so genau?

Ephraim (betroffen): Wie meint Ihr das?
War ich denn nicht zugegen, als die Menge



Bestimmen sollte, welchen von den beiden
Sie frei zu sehen wünschte: Jesum Christum,
Den Unruhstifter, den Empörer, oder
Den Barnabas, der einen Mord begangen?
Hab' ich denn nicht mit eig'nem Ohr gehört,
Wie sie aus rauher Kehle eifernd brüllten:
Gebt Barnabas uns frei! Laßt Jesum sterben!?
Hab' ich denn nicht mit eig'nem Aug' geseh'n,
Wie, zustimmend, Pontius Pilatus nickte?
Und habt Ihr selber, Quintus Martius, nicht
Den hohen Rat, die Aelt'sten der Gemeinde,
Zu ihm, dem Landvogt, hingeführt, als sie
Den Läst'rer der sich Gottes Sohn genannt,
Schändlichen Hochverrats bezichtigten?
Pilatus ließ sie ihre Gründe nennen
Und schaute lange sinnend vor sich hin.
Dann — dann —

Hauptmann: Nun, dann?

Ephraim: Bekundete er deutlich
Durch Mienenspiel und auch durch rasche Worte,
Daß er den Mann zum Kreuzestod verdamme.

Hauptmann: Das alles klingt recht überzeugend, aber
Pontius Pilatus ist ein edler Mensch;
Zu gütig beinah für sein hohes Amt.
Ihr lächelt? Wär er's nicht, wie könnt' ich da
Das Wachtlokal zur Krankenstube machen,
Und hier im pflichtgeweihten Raume dulden
Ein Weib und einen krummen Possenreißen!
Doch um von Jenem wiederum zu sprechen,
Den Ihr so gern ans Kreuz geheftet säht. —



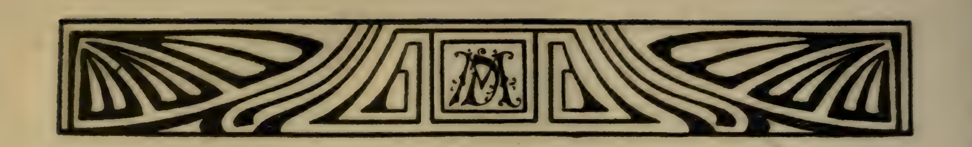
(Ephraim will widersprechen.) Hauptmann (mit abwehrender Handbewegung fortfahrend):

Schweigt still! Ich kenn' Euch besser, als Ihr denkt!
Ja, also, um von Jenes Los zu reden,
Erfahrt denn: Als der Rat, die Aeltesten
Abschied genommen hatten von Pilatus,
— Ich blieb auf einen Wink von ihm zurück —
Da drehte er nach langem Schweigen plötzlich
Sich zu mir, und als brächt' er eine Reihe
Gedanken jäh zum Abschluß, sprach er langsam:
Ich kann nicht an die Schuld des Schwärmers glauben.
Hat er nicht, wie ein Späher jüngst gemeldet,
Dem Volk mit ernster Miene zugerufen:
„Dem Kaiser gebet, was des Kaisers ist"?
— — Genug! zuviel schon hab' ich Euch verraten.
Was schiert mich Euer ganzer Sektenstreit!
Ich bin Soldat und habe zu gehorchen.

Ephraim (betroffen): So meint Ihr in der Tat — —

Hauptmann: Ich meine nichts.
Nur will ich Eins Euch noch zur Warnung sagen,
Damit Ihr keine Dummheiten begeht:
Pilatus sitzt allein in seinem Zimmer
Und überlegt, und hat befohlen, niemand
Zu ihm zu lassen. Richtet Euch danach!
(Auf Melitta losgehend.) Was tuschelst du da mit dem Buckligen?
Wie oft noch soll ich dir es wiederholen:
Ich wünsche diese Heimlichkeiten nicht!

Ephraim (für sich):
Wär's möglich? In der letzten Stunde sollte
Die sich're Beute uns entrissen werden?



Es darf nicht sein! Er darf uns nicht entgeh'n.
Das Pharisäertum muß Sieger bleiben.
Jedoch, was tun? Wo find' ich jetzt die Freunde,
Daß wir berathen? (Stutzt.) Welch ein Lärm da draußen?

(Während der letzten Worte Ephraims hat sich hinter den Kulissen ein Wortwechsel erhoben. Man hört ein Weib mit zwei Männern hadern. Es fallen die Worte: „Laßt mich zu ihm — — — Wir dürfen nicht, zurück — — — Laßt mich, ich muß ihn seh'n — — — Trollt Euch von dannen — — — Ich fleh' Euch an, laßt mich zu ihm hinein — — — Zurück, zurück, zum letzten Mal, zurück!)

Hauptmann:

Was geht da vor? Wer stört so frech die Stille?
Ein Weibsbild? Die ist sicherlich verrückt!

(Er verläßt dröhnenden Schrittes die Wachtstube; neugierig folgen ihm Ephraim und Melitta.)

Zweite Szene.

Hippolyt allein (er springt in die Höhe, dehnt sich; mit haßerfüllten Blicken um sich schauend, zischenden Tones):

Schlügt ihr euch alle doch die Köpfe ein,
Damit ich auch 'mal eine Freude hätte,
Einmal des Krüppels ewig wache Pein
Vergäße und die schwere Marterkette!
Was bin ich für euch anders als ein Tier,
Das ihr jetzt streichelt, jetzt empfindlich prügelt!
Und dabei brennt die gleiche Lebensgier
In mir so wie in euch, wild, ungezügelt.
Die Männer haben nichts als Spott und Hohn



Für mich in ihren Worten, ihren Mienen;
Die Weiber — o, zum Ekel ist's mir schon,
Melittas toller Dirnenbrunst zu dienen.
Könnt' ich die Herzen lenken, wie der Narr,
Den morgen sie zum Kreuze schleppen wollen,
Ich hätt' gesiegt — — aus meiner Feinde Schar
Ließ ich gleich Obst die Köpfe erdwärts rollen.
In ihrem Blute wüsch' ich mich gesund,
Um jede Lust mir schmecken dann zu lassen;
Horch, horch, sie kommen wieder; kusch dich, Hund!
Verbirg dein Sehnen und dein wildes Hassen!

(Er kauert sich nieder und fängt aufs Neue an, mit seinen Glaskugeln zu spielen.)

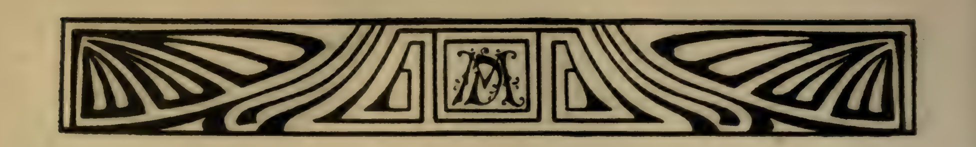
Dritte Szene.

(Eintreten der Hauptmann, der Maria Magdalena am Arme gefaßt hält, Ephraim, Melitta; hinter ihnen die beiden Söldner aus Germanien: Knut und Eribert.)

Hauptmann (zu Maria Magdalena):
Ihr wollt den Landvogt seh'n?

Maria Magdalena (etwa achtundzwanzigjährig, schlanke Gestalt, langes, blondes, aufgelöst herabhängendes Haar; die Augen irren unstät umher):
Ich muß, ich muß,
Er ist der Einz'ge, der ihn retten kann.

Hauptmann:
Es geht nicht, Weib. Seid nicht so unvernünftig!
Pontius Pilatus läßt heut niemand vor.



(Zu den beiden Söldnern):
Entfernt Euch, aber bleibt der Türe nah,
Daß Ihr, gerufen, gleich zur Stelle seid!

Knut: Sehr wohl, Herr!

(Mit einem bewundernden Blick auf Maria Magdalena, vor sich hinmurmelnd:)
Welch' ein staatsches Frauenzimmer!
Die reizt das Blut!

Eribert (gleichfalls vor sich hinmurmelnd):
Mir ist die andre lieber. (Beide ab.)

Vierte Szene.

Maria Magdalena (zum Hauptmann):
Ihr sagt, es geht nicht? Es muß gehen, Mann!
Und sollte ich die ganze Nacht hier warten,
Und sollt' ich schreien, daß das Volk herbeiläuft,
Ja, sollt' ich Feuer an das Haus ihm legen,
Ich muß vors Angesicht des Landvogts kommen.
Ich muß, ich muß.

Melitta: Wer ist die Rasende?

Ephraim (gedehnt): Ein sehr bekanntes Weib.

Melitta: Ah, ich verstehe,
So also eine, die —

Maria Magdalena (zu Melitta): Ich bin ein Weib,
Nicht besser und nicht schlechter als du selbst.

Melitta (hochmütig):
Wie könnt Ihr so vertraulich mit mir reden?



Maria Magdalena:

Warum denn nicht? Sind wir doch gleicher Art.
Willst du mich glauben machen, du seist eine
Von denen, die sich ehrbar, sittsam nennen?
Wie käm' ein ehrbar Weib in diesen Raum?
Du bist des Hauptmanns Bettschatz; deiner satt,
Jagt er dich fort und nimmt 'ne andre sich.

Melitta (kreischend):

Das wagt Ihr mir ins Angesicht zu sagen?

(Zum Hauptmann:)

Und Ihr steht da und laßt die Dirne reden?!

Hauptmann (unwirsch zu Melitta):

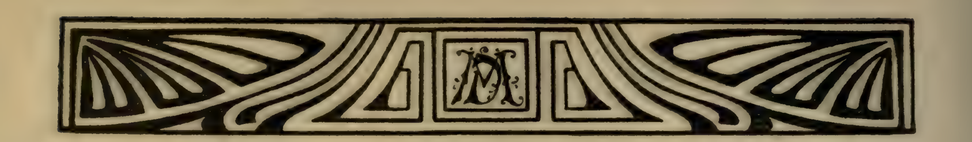
Was mußtest du sie reizen! Ueberdies,
Ich streite mich mit Männern, nicht mit Weibern.

Maria Magdalena:

Du nennst mich eine Dirne — merkst du nicht,
Daß du dich selber mit dem Worte schlägst?
Du hast dem Einen dich um Geld verkauft,
Ich geb' mich Denen hin, die mir gefallen.
Wir beide leben von des Körpers Reizen,
Die Menge wirft uns in den selben Kasten.
Doch wozu länger hier die Zeit vertrödeln
Mit unfruchtbarem, törichtem Geschwätz?
Ich muß ihn retten — seine Simme treibt mich.

(Sie gerät, sanft und träumerisch beginnend, in immer leidenschaftlichere Erregung; sie vergißt ihre Umgebung; sie vergißt, wo sie sich befindet:)

Ich höre ihn am See zum Volke reden,
Wie er die Leidgeplagten zu sich ruft,



Um sie in ihrem Elend zu erquicken.
So niedrig, so verworfen ist da Keiner,
Für den er nicht ein Wort des Trostes hätte.
Von seinem Munde tönt es wie Musik,
Aus seinen Augen strahlt ein milder Glanz,
Der, überirdisch, von den Sternen kommt.
Ich kann den Klang der Sprache, kann die Augen
Nicht mehr vergessen, sehe überall
Die schlanke Huldgestalt voran mir schreiten.
Wo in der Stadt, wo in der Nachbarschaft
Er zu den Seinen redet, bin auch ich.
Und schließlich kann ich es nicht mehr ertragen,
Nur von der Ferne zu ihm aufzuschauen.
Mit Zauberkräften drängt's mich, ihm zu nahen
Und voller Ehrfurcht sein Gewand zu küssen.
Ich kaufe Salben mir, die köstlich duften,
Und als er hier im Hause eines Reichen
Mit dessen Freundesschar am Tische sitzt,
Da schleich' ich zu ihm, ich, die Sünderin, —
Zu seinen Füßen sink' ich nieder, netze
Mit meinen Tränen sie und trockne
Mit meinen Haaren sie und drücke heiße,
Sehnsücht'ge Küsse drauf und salbe sie.
Er sah mich lächelnd an mit einem Blicke,
So reich an Mitleid wie an Menschenliebe.
Doch Die, die bei ihm waren, zischelten
Und höhnten, wär' er wirklich ein Prophet,
So wüßte er, was für ein Weib das ist,
Und würde sie voll Abscheu von sich stoßen.
Da sprach er langsam: „Der, der sündenfrei
Von euch ist, werf' auf sie den ersten Stein!



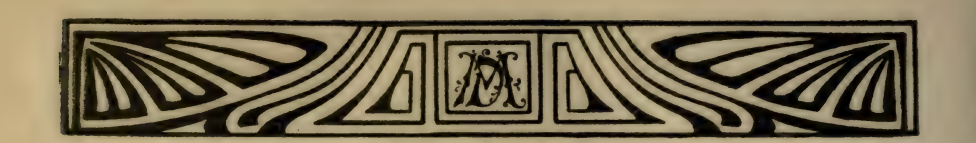
Viel Sünden werden ihr vergeben werden,
Denn sie hat viel geliebt." Und seine Hand
Aufs Haupt mir legend: „Deine Sünden
Sind dir verziehen," flüsterte er sanft.
Seit jener Stunde hör' ich immerdar
Dies Wort, verspür' ich immer seine Hand
Auf meinen Haaren wie ein Rosenblatt.
Was vorher war, erloschen ist's in mir.
Ich kenne nur noch eine Sehnsucht kenne
Nur eine Liebe noch, und das ist er.
Und dann zu wissen, daß der Hohe nie
Ein Weib in seinen Armen hielt umfangen,
Ja, daß er nie eins lüstern angeschaut hat,
O Seligkeit der Seligkeiten! So
Darf ich im wundervollen Traume schwelgen,
Daß er mir angehört, mir ganz allein.

Ephraim (aufhorchend, für sich):
Was schwärmt sie da für tolles Zeug zusammen?
Sollt' hier sich plötzlich mir ein Ausweg zeigen?

(Scheinbar harmlos zu Melitta hinwerfend):
Das Eine muß man dem Propheten lassen:
Die Weiber-Herzen hat er sich erobert,
Sie sind vernarrt in ihn; sie hängen sich
An ihn wie Kletten, die nicht abzuschütteln,
Und er — — —

Maria Magdalena (die bei seinen Worten zusammengezuckt ist): Nun er? Vollendet Eure Rede!

Ephraim: Was brauch' ich Euch da weiter noch zu sagen?
Er ist ein Mann mit Sinnen und Begierden,
Und handelt wie ein solcher.



Maria Magdalena: Pfui der Lüge!
Schmach über Euch, die Ihr sie weiter tragt!

Ephraim: Glaubt's oder glaubt es nicht! Mir gilt es gleich.
Ich weiß genau, was meine Augen sahen.

Melitta (die aufmerksam zugehört hat, mit boshafter Schadenfreude):
Ihr meint das blasse Mädchen, das ihm Blumen
Bei seinem Einzug in Jerusalem
Entgegenstreckte. Dieses frohe Geben
Und dieses frohe Nehmen, es erzählte
Von Wonnestunden trauter Zärtlichkeit.

Maria Magdalena:
Es ist nicht wahr, es kann nicht möglich sein!

Ephraim: Der Beiden Liebschaft ist ja stadtbekannt.
An jedem Abend suchte er sie auf;
Fragt, wen Ihr wollt! Ein Jeder wird's bestät'gen.
Die Stunde freilich, wann er von ihr ging,
Die Stunde wissen Wen'ge anzugeben.

Melitta: Wer sie geseh'n hat, wird das wohl begreifen.

Maria Magdalena:
Er wie die Andern auch! Und ich, ich Törin,
Sah in ihm einen Engel ew'gen Lichtes!

Ephraim: Hing sie sich schluchzend nicht an seinen Hals,
Als ihn die Häscher zu Pilatus schleppten?
Und küßte er sie nicht auf ihren Mund
Mit einem Kusse, der nicht enden wollte?

Melitta: Das blasse Mädchen wird Euch dankbar sein,
Ja, ewig dankbar, wenn Ihr ihn errettet.



Maria Magdalena (wild aufschreiend):
Ich ihn befrei'n, damit er einer Andern
Die unnennbaren Süßigkeiten spendet,
Nach denen ich, ein Opfer heißer Pein,
Umsonst in schlummerlosen Nächten lechzte!

Hauptmann (zu Maria Magdalena):
Genug des Schwatzens jetzt! Ihr habt gehört:
Der Mann, um den Ihr bangt, liebt eine andre.
Das hat Euch sicher von dem Wunsch geheilt,
Beim Landvogt Gnade für ihn zu erbitten.

Fünfte Szene.

(Knut tritt auf; bleibt am Eingang stehen.)

Hauptmann: Wer rief dich her?

Knut: Der Landvogt sendet mich.
Er kam voll Aerger auf den Hof gegangen,
Er winkte mich heran. Ich soll ihm melden,
Warum hier so spektakelt wird,

Maria Magdalena: Sag' ihm:
Maria Magdalena will ihn sprechen.

Hauptmann: Ihr kennt den Landvogt?

Maria Magdalena: Mann, ob ihn kenne?
Vielleicht noch besser als Euch Andere!

Sechste Szene.

(Knut blickt den Hauptmann fragend an. Dieser nickt. Knut ab.)

(Längere Pause. Maria Magdalena steht in sich versunken da. Ephraim und Melitta flüstern mit einander. Hippolyt spielt eifriger als zuvor mit seinen Glaskugeln,)



Hauptmann: Wo Weiber sind, da gibt es Aergernis.
Gefährlich sind sie, wenn sie Haß empfinden,
Und schlimmer noch, wenn sie vor Liebe rasen.

(Auf Maria Magdalena blickend:)
Sie sinnt auf Rache, das ist augenscheinlich,
Und ahnt nicht, daß sie nichts zu rächen hat.

Ephraim (zu Melitta):
Am Ende könnt Ihr morgen doch noch schauen,
Wie man die Nägel in das Fleisch ihm bohrt.
Ich sehe mit Vergnügen, daß das Fieber
Kühler Gelassenheit gewichen ist.

Melitta: Die Lust an eines andern Weibes Schmerz
Ist für das Weib die beste Arzenei.

Siebente Szene.

Knut tritt ein: Sie soll zum Landvogt kommen.

Hauptmann, Melitta, Ephraim (durcheinander):
Ah, sie geht —
Pilatus ist galant — er läßt sich leiten,
Hält ihn die Buhlerin in ihren Armen.

Maria Magdalena (im Abgehen):
Die blasse Schönheit wird ihn nicht besitzen. — (Ab mit Knut.)

Ephraim: Um Jesus brauch' ich mich nicht mehr zu sorgen.
Das Weib wird ihn verderben.

Hippolyt: Ja, sie wird.
Und morgen, wenn der törichte Prophet

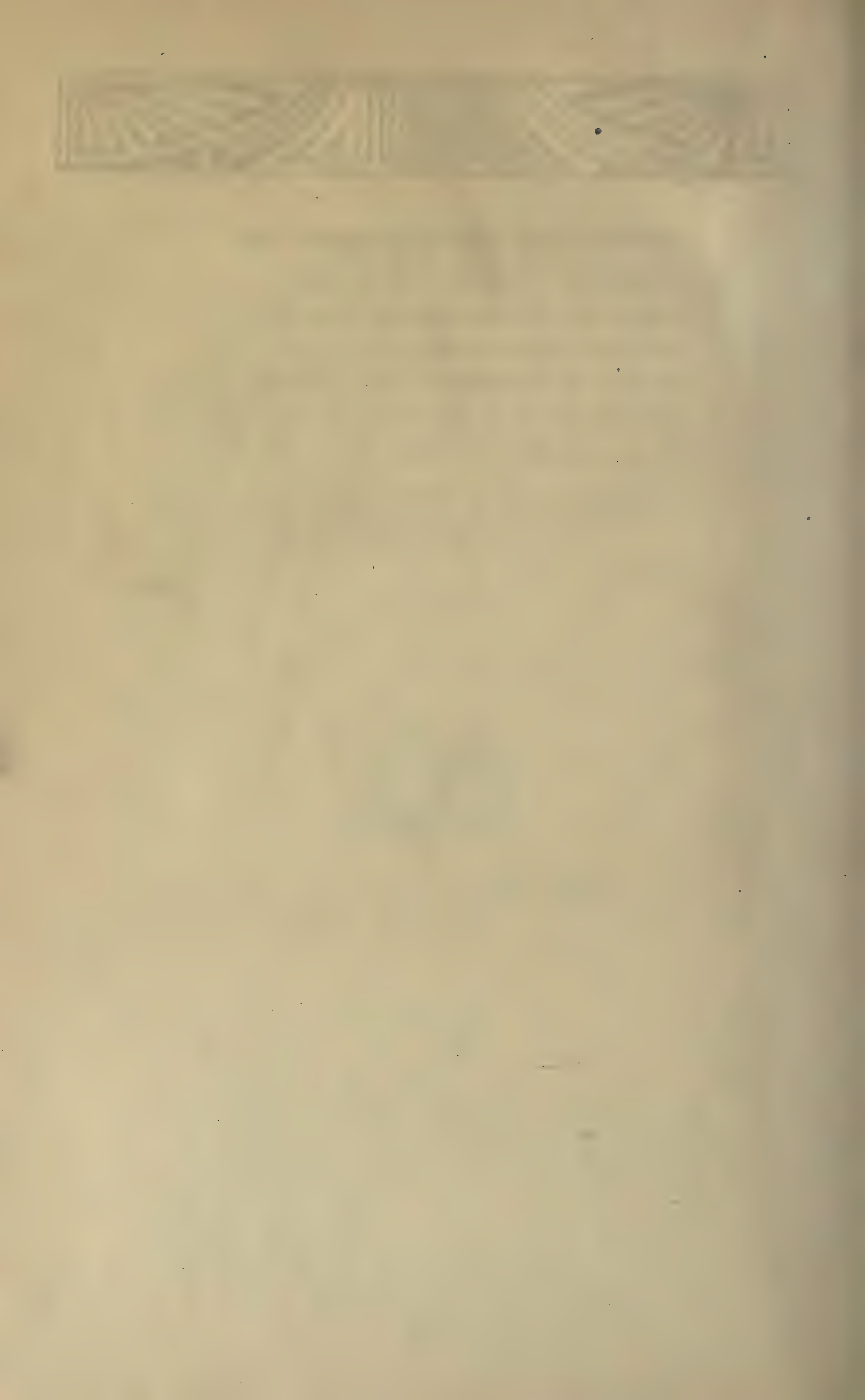


Am Kreuze hängt, wird sie in Krämpfe fallen.
Zurückgekehrt ins Leben, wird sie dann
Sich zu ihm schleppen und wird seine Füße
Mit heißen Tränen, heißern Küssen netzen.
Sie wird ihr seidenweiches Haar zerwühlen,
Sie wird wie toll an ihre Brüste schlagen.
Sie wird sich selbst verfluchen. Weiber — — —

(Er bricht mit einem schrillen Lachen ab.)

(Der Vorhang fällt.)





Inhalts-Verzeichnis.

Aus der Tiefe.

Wanderzeit.

Vom großen Kampf.

Menschen und Werke.

Sommerbriefe.

Aus dem Schlupfwinkel.

Tagebuchblätter.

Aus fremden Gärten.

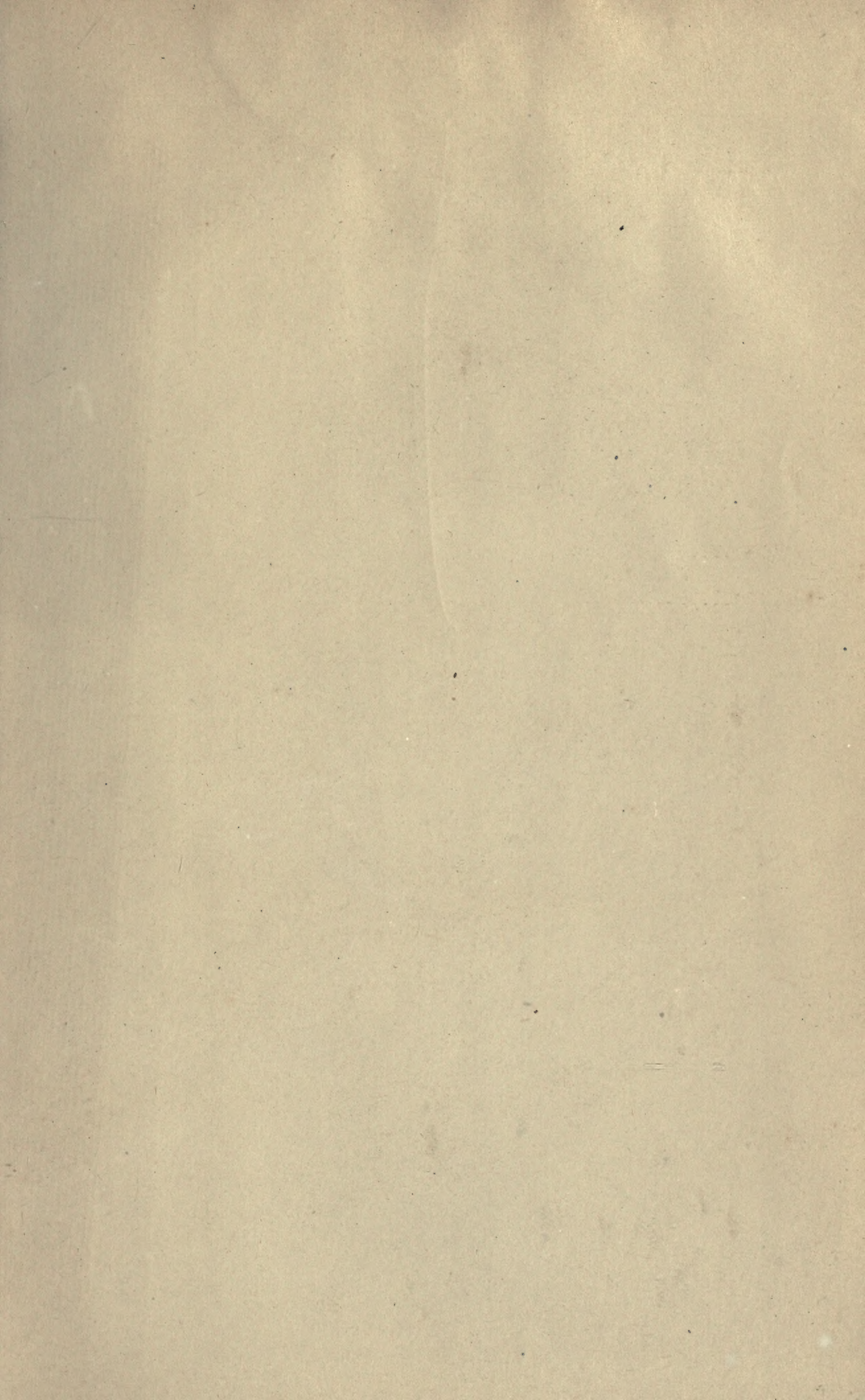
Uebertragungen.

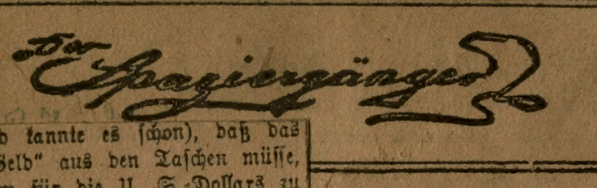
Maria Magdalena.

Ein Schauspiel.



COLUMBIA PRINTING CO.
1632-36 N. HALSTED STREET
110





Sealsfield kannte es schon), daß das „grüne Geld" aus den Taschen müsse, um Raum für die U. S.-Dollars zu schaffen. Der leere Raum war bald genug da, aber mit dem Ausfüllen hatte es gute Wege.

Dann kamen Martin Dreschers Lehr- und Wanderjahre. Er betätigte sich als Porter und Bartender und in den sonstigen vielfachen Durchgangsstationen des Grünhorns und wurde schließlich fliegender Buchhändler. Er, der dazu bestimmt war, sich selber einen Platz in der Literaturgeschichte zu erwerben, verkaufte Goethe und Schiller, aber auch den Schinderhannes und den Marino Marinelli an die Hausverwalterinnen und Dienstmädchen an der Ostseite. In seinem Skizzenbuch „Vom Sturm gepeitscht" (Freiland-Verlag, 1913) sind so manche seiner damaligen und späteren Erlebnisse lebendig geschildert.

Nach der Bowery-Periode kam die Tramptour nach dem Westen und dann die journalistische Tätigkeit in Cincinnati, Chicago, Milwaukee, Detroit, St. Louis, wieder Chicago und wieder New York. Max Baginski und Robert Reitzel formten den vom Leben zermürbten Burschenschafter zum Radikalen um und Reitzel betraute ihn auf dem Totenbette mit der Weiterherausgabe des „Armen Teufel". Nachdem dieses Blatt eingegangen, gründete Drescher nach einander den „Zigeuner", den „Mephisto" und die „Wolfsaugen", die aber alle nach kurzer Herrlichkeit und tiefbetrauert von den leidtragenden Druckern selig entschliefen.

Außer dem schon erwähnten Skizzenbuch „Vom Sturm gepeitscht" erschien ein stattlicher Band Gedichte; der zweite Band „Schwertlilien und fröhliches Unkraut" liegt im Manuskript in Deutschland, wird aber wohl nicht so bald herausgegeben werden, weil der Verleger

im Krieg gefallen ist. Erst vor einigen Tagen ist diese Nachricht zu Drescher gekommen. Zahlreiche Gedichte Dreschers sind von Hugo Kaun und anderen vertont worden und im Musikalienhandel erschienen. Auch im Konversationslexikon steht Drescher und beinahe wäre er sogar „aufgeführt" worden. Ein Theaterleiter in Chicago hatte ein Stück

werden.

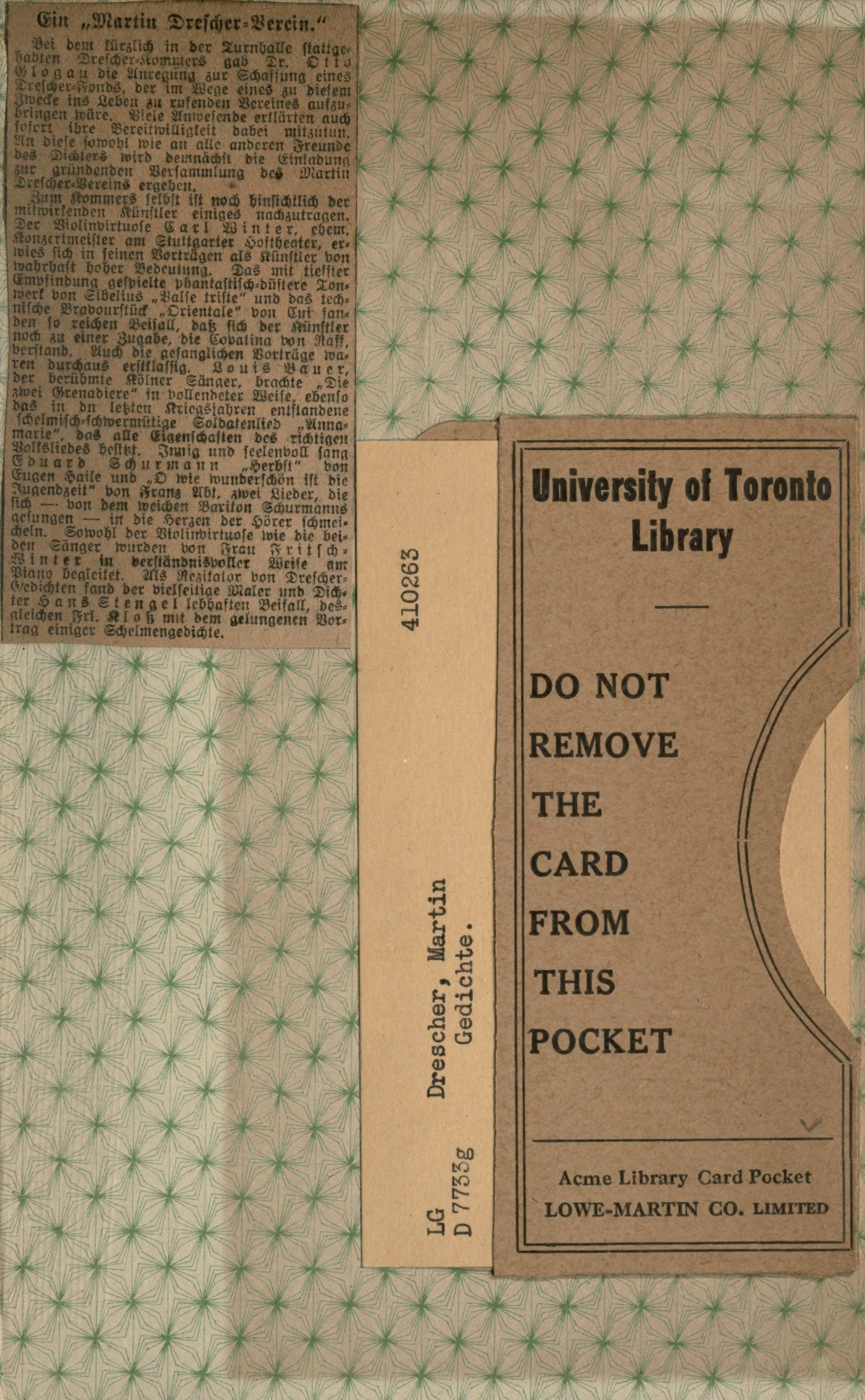
Trotzdem wird Japan nach Ansicht des Herrn Inouye sich nicht zu fürchten brauchen, denn das fortschrittliche Land kann gut und erfolgreich in China konkurrieren und selbst den vorherrschenden wirtschaftlichen Einfluß dort erlangen.

In dem neuen Magazin „Th Transpazific" bespricht Herr Inouy Japans internationale finanzielle Si tuation und seine Absichten. Er wei nach, wie der Krieg die Handelsbilan großenteils zu Gunsten Japans verschoben hat, wie es seine auswärtige Schul durch Einlösen von Bonds verringer Bonds fremder Regierungen in de Bonds fremder Regierungen in de Wertpapieren und Unternehmen ausländischer Geschäfte Geld angelegt hat Er erklärt, daß Japan darnach strebe das Finanz-Centrum des Fernen Osten zu werden; um dies zu erreichen, sind wie er sagt, drei Dinge nötig: Erstens die Verschmelzung der Finanz-Institute und wirtschaftlichen Organisationen Japans, zweitens die Verbesserung der finanziellen Facilitäten zum Betrieb des auswärtigen Handels und drittens die Errichtung engerer finanzieller Beziehungen zwischen Japan und den tonangebenden Märkten im Ausland.

Herr Inouye befürwortete Zusammenarbeiten mit auswärtigen Kapitalisten, besonders amerikanischen Instituten bei Anlagen in China und das Aufgeben der Idee der Abgeschlossenheit oder rein selbstsüchtiger Bestrebungen. Japan sollte alle Ansprüche auf Spezial- oder Vorzugsrechte in China, Sibirien oder sonstwo, die auf geographischer Berührung oder Nachbarschaft beruhen, fallen lassen.

Dienste anbiete. Daraus entstand die Kooperativ-Gesellschaft, der Männer wie Premierminister Hara, Fürst Tokuwaga, der Präsident des Oberhauses, Viscount Kiyoura, Baron Schibusawa und andere angehören.

Gelegentlich der Gründung der Ge-



Ein „Martin Drescher-Verein."

Bei dem kürzlich in der Turnhalle stattgehabten Drescher-Kommers gab Dr. Otto Glogau die Anregung zur Schaffung eines Drescher-Fonds, der im Wege eines zu diesem Zwecke ins Leben zu rufenden Vereines aufzubringen wäre. Viele Anwesende erklärten auch sofort ihre Bereitwilligkeit dabei mitzutun. An diese sowohl wie an alle anderen Freunde des Dichters wird demnächst die Einladung zur gründenden Versammlung des Martin Drescher-Vereins ergehen.

Zum Kommers selbst ist noch hinsichtlich der mitwirkenden Künstler einiges nachzutragen. Der Violinvirtuose Carl Winter, ehem. Konzertmeister am Stuttgarter Hoftheater, erwies sich in seinen Vorträgen als Künstler von wahrhaft hoher Bedeutung. Das mit tiefster Empfindung gespielte phantastisch-düstere Tonwerk von Sibelius „Valse triste" und das technische Bravourstück „Orientale" von Cui fanden so reichen Beifall, daß sich der Künstler noch zu einer Zugabe, die Covatina von Raff, verstand. Auch die gesanglichen Vorträge waren durchaus erstklassig. Louis Bauer, der berühmte Kölner Sänger, brachte „Die zwei Grenadiere" in vollendeter Weise, ebenso das in dn letzten Kriegsjahren entstandene schelmisch-schwermütige Soldatenlied „Annamarie", das alle Eigenschaften des richtigen Volksliedes besitzt. Innig und seelenvoll sang Eduard Schurmann „Herbst" von Eugen Haile und „O wie wunderschön ist die Jugendzeit" von Franz Abt, zwei Lieder, die sich — von dem weichen Bariton Schurmanns gesungen — in die Herzen der Hörer schmeicheln. Sowohl der Violinvirtuose wie die beiden Sänger wurden von Frau Fritsch-Winter in verständnisvoller Weise am Piano begleitet. Als Rezitator von Drescher-Gedichten fand der vielseitige Maler und Dichter Hans Stengel lebhaften Beifall, desgleichen Frl. Kloß mit dem gelungenen Vortrag einiger Schelmengedichte.

410263

LG
D 7733g

Drescher, Martin
Gedichte.

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED

